DIE VOKALISIERUNG DES N BEI DEN SCHWEIZERISCHEN ALEMANNEN

Friedrich Staub



DIE

VOKALISIERUNG DES N

BEI DEN

SCHWEIZERISCHEN ALEMANNEN

VON

FR. STAUB.



HALLE,

DRUCK DER BUCHDRUCKEREI DES WAISENHAUSES.

1874.



Den schweizerischen Gymnasiasten muthet es heimelig an, wenn er vernimmt, dafs das Maskulin zu *πᾶν* nicht *πανς*, sondern *πᾶς* lautet, wie es dem Gebildeten überhaupt aufdämmern mufs, dafs die erste, im Begriffe übereinstimmende Hälfte der mit Pas- (z. B. Pasigraphie) und mit Pan- (z. B. Pantograph, Pantheon) zusammengesetzten Fremdwörter auch physisch eins sei; — nennt ja auch bei uns der Sarganser seine Heimat *Sargâs*, und in manchen Kantonen spricht man *Tâse* für Tanse (Bottich); den Hans ruft der Appenzeller mit *Hâs*. Zu dem ähnlichen Übergang von *ἑν-ς* in *εἷς* gibt uns die Mundart Analoga in Menge an die Hand; es sei nur beispielsweise erinnert an *Feister* für Fenster. Neben *τύπτον: τύπτουσα*, resp. typtousa, haben wir zu stellen *Brûst*, resp. *Broust*, für nhd. Brunst, *Dûst*, *Doust* für Dunst, *Chûst*, *Choust* für Kunst, *Rûs*, *Rous* für Runs u. a. m. und den entsprechenden Umlaut, z. B. *dûstig*, *deustig* (voll Dunst), *zûslen*, *zeuslen* für zünseln, d. i. unvorsichtig umherzünden, neben gr. *δείκνῦσι* für *δεικνυν(τ)σι*, *πεύσομαι* scheinbar für *πυν(θ)σομαι*. Schweizerisches *fîster* für nhd. finster, *Zîs* für Zins, *Isle* für Insel u. a. wird uns einfallen zu griech. *ἕλμισι* aus *ἑλμιν(θ)σι*. Auch gr. *ἤνειχα* neben *ἤνεγκα* hat für uns nichts Befremdliches; im Bernbiet, Wallis und Bünden, also in der halben Schweiz, herrscht die Aussprache *deichen*, *heichen*, *scheichen* u. dgl. für denken, henken, schenken. Doch verlassen wir die Griechen und kehren im eigenen Hause ein, um allgemeiner verständlich zu werden. Das oben angeführte *Îsle* mag uns zu altdeutschem îsila, îsele hinüberleiten, wo n in gleicher Weise preisgegeben ist. Ebenfalls ahd. ist „arawîz“ die Grundform zu der nhd. Verstümmelung „Erbs“; nun erweist sich auch selbst jene als verstümmelt und ihr î als Ersatz für ursprüngliches in; die volle Form zeigt uns das griech. *ἐρέβινθος*. Hinwieder hat das Ahd. das n in „dinster“ geschützt, während das Nhd., sächsischer Einflüsterung Gehör gebend, die Form „düster“ sanktioniert hat.[1] Auch „Kleister“ führt sich auf altes klënster zurück. Sonst ist es unter den germanischen Dialekten vornehmlich der nordische und sächsische Zweig, welcher diese Auflösung des n in

1) Kuhn's Zeitschr. XV, 239. Grimm, deutsches Wtb. II, 1761. III, 1519 und 1666.

1*

größerem Umfang und mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit durchgeführt hat. So begegnet sich unser *Gâs* (Gans) mit der gleichlautenden altnord. Form. „Âsen," der Name der Götter, führt auf goth. ans, Balken, Stütze, zurück, welches eben in derselben Form wie altnord., aber mit der ursprünglichen Bedeutung, das glarner'sche *Âsbaum* noch bewahrt. Doch liegt es vielleicht einer großen Zahl unserer Leser näher, an die entsprechende Erscheinung in dem jüngsten sächsischen Zweige, im heutigen Englisch, erinnert zu werden. Auch hier goose = schweiz. *Gâs;* us = schweiz. *ûs* (uns); soft = schweiz. *sâft* (sanft) u. s. w. Freilich da, gestützt auf den eigenthümlichen Lautstand, die Regel nach einer Seite hin ausgesponnen, wohin das Oberdeutsche nicht zu folgen angethan ist: wir meinen solche Fälle wie mouth (Mund), other (ander), tooth (Zahn, schweiz. *Zand*), auch stood (stand), letzteres Beispiel nur erklärlich, wenn man es als aus stooth verderbt annimmt, entsprechend dem goth. *stôdh.* Sonst verhält sich dieser eben genannte Vorfahr des Englischen noch sehr spröde gegen das fragliche Lautspiel. Mês (Tisch) allerdings muſs vom lat. mensa sich herleiten. Die lat. Schriftsprache bewahrt überhaupt das n, welches die abgeleiteten Sprachen auch nicht einmal mehr in der Schrift dulden. Insula wird ital. isola, frz. isle, île; mensis, ital. mese, frz. mois; auch das ältere Griechisch gestaltete daraus *μείς*. Das gleiche Verhältniſs der beiden alten Sprachen zu einander kommt noch in manchen Beispielen zum Vorschein, wie linquo: *λείπω*. Unser deutsches „Speise, *Spîs,*" das wir romanischer Vermittelung verdanken (ital. spesa), beruht auf lat. expensa oder dispensa. So stellen sich auch „Muster" und „Monstrum" als im Grund éin Wort heraus, nur ist die erstere Form durch das ital. mostra hindurchgegangen, welches den Laut n einfach abgestreift hat, wie hinwieder das franz. montre das s ausgemerzt. In anderen Fällen hat sich die letztere Sprache beider Konsonanten zugleich entledigt, so in coûter aus lat. constare.

Doch das sind allbekannte Dinge. Sie wurden hier nur wiederholt, um an die Solidarität der Sprachen untereinander zu erinnern. Freilich möchten wir damit keineswegs dem Wahne Vorschub geleistet haben, daſs ähnlich scheinende Vorgänge in verschiedenen Sprachen identisch seien. So ist gleich mit Beziehung auf obige Zusammenstellungen zu bemerken, daſs der Übergang von monstrare in ital. mostrare durchaus nicht auf derselben Stufe steht, wie derjenige von Gans in nord. und alemann. gâs. Es will vielmehr jede Sprache zunächst aus sich selber erklärt sein, und die etymologische Kunst ist in die ärgsten Irrthümer gefallen, wenn sie sich durch äuſserliche Zusammenstimmung von sprachlichen Erscheinungen gefangen nehmen lieſs, anstatt

sich zur Würdigung dieser in das Prinzip jeder einzelnen Sprache zu versenken und namentlich sich von dem separaten Lautwerthe der den Nationen gemeinsamen Schriftzeichen Rechenschaft zu geben. Und auch da, wo gewisse Vorgänge den Sprachen wirklich gemeinsam und identisch sind, lohnt es sich der Mühe, jede derselben für sich darauf hin anzusehen. Es werden sich der genaueren Beobachtung verschiedene Umfänge der Thatsachen, also auch verschiedene Gesetze, und der Gleichheit gegenüber eben so starke Abweichungen herausstellen. Die hiermit eingeleitete Untersuchung über ein Gesetz in der Sprache der schweizerischen Alemannen wird diese Behauptungen in hohem Grade zu erhärten vermögen. Sie wird einerseits das Gesetz, welches Joh. Schmidt dem erstaunten Auge in einem bisher nicht geahnten Umfang aufgedeckt hat, mit Beziehung auf die Konsonanten, vor welchen n zu verschwinden pflegt, in einen sehr engen Kreis einschränken, anderseits aber in der Erfüllung dieses Kreises einen Reichthum der Fälle und Farben vorführen, wie keine andere Sprache sie besitzt.

Das fragliche alemannische Sprachgesetz in seinen Grundzügen baut sich zunächst auf folgenden Erscheinungen auf.

Es findet sich in Stalder's Idiotikon die Angabe *Hüfele* als unterwaldnischer Idiotism für Infel, d. i. Bischofsmütze. Die beiden Wörter rücken einander nahe, wenn wir uns fürs Erste erinnern, dafs h vermöge seines leichten Charakters eben so oft sich zugesellt, wo es kein Recht hat, als es sich ungehörigerweise von seinem Posten entfernt.[1] Sodann beruht ü allerdings auf einem Irrthum. Da Unterwalden den Laut ü nicht kennt, sondern ihn mit i vermengt, so liefs sich eben Stalder's Korrespondent zu einer Rekonstruktion zur Unzeit verleiten. So läfst sich also am Ende die Form *Ifele* herausschälen, welche auch wirklich in anderen Kantonen (spr. *iffele*) und schon bei Frisius [„mitra, ein Bischoffshuot, Ein yffel"] besteht, und sogar 120 Jahre früher in der Konstanzer Chronik das Partizip ge-iflet. Die Nebenform *Niffele* verdankt ihren konsonantischen Vorschlag dem unbestimmten Artikel.[2]

1) Vgl. heischen, ahd. eiscôn, engl. to ask; — daz Hinterim, 1551. — Das *Hunghûr*, luzern. = Ungeheuer; — das *Hambitzgi*, Ameise (Anbeifsi); — die *Hatzel*, Elster, atzel; ebenso das *Haglaster*, — alle diese Formen für ahd. agalastra; — der *Hüetliberg* bei Zürich; — handwerchen, bis ins 16. Jahrhundert für antwerchen; — *Helfebein*; — Hiob; — lat. humerus neben gr. ὦμος und goth. amsa. — humidus neben dem Verb. umēre. — Auch im Franz. huit : octo — hurler: ululare — haut : altus. — Im Engl. hurricane = Orkan.

2) Vgl. Ztschr. VI, 79 und 230: *Nast*, Ast; *niedere*, jeder; *Nigel*, Igel; ein *Nürtschli*, Gerstenkorn (ital. orzo) am Auge, neben *Ürseli*; engl. *nuncle* aus mine uncle.

Wäre das Wort Insel, Insle der Volkssprache vertrauter,[1] so würde sie ohne Zweifel die Form Isle ausgeprägt haben. Wenigstens kannte man vordem zu Bern die *Îselfrouwen,* die barmherzigen Schwestern, welche den sogen. Insel- (*Îsel-*) Spital bedienten; und so hiefs auch das Berner Seeland, als von Gewässern überall umgeben, *Îselgouw; Îseltwald*, ein Dorf am Brienzer See, hat seinen Namen von dem *Îselti*, d. i. kl. Inselchen, welchem es gegenüberliegt.[2]

Noch in der Gegenwart aber gilt die Aussprache *Zîs* für Zins. Man redet von *Zîs und Zalig,* dem jährlichen Zinse, verbunden mit Kapitalabzahlung.

Sîs nennen die Luzerner den Aargauischen Grenzort Sins.

Ein weit herum, unter mancherlei Schattierungen des Begriffes gebrauchtes Wort ist *trîſsen* mit der verkleinernden Ableitung *trîſselen* und der Abstraktion das *'Trîſs* (Getrîſs); es bedeutet physische und besonders moralische Mattigkeit und die verschiedentlichen Äufserungen derselben: sich unwohl befinden, sich krank dahinschleppen, (das *Trîs* = kränkelnde Weibsperson); lafs arbeiten, unschlüssig sein, verdrossen umherstreichen; ächzen, stöhnen, schwer athmen; klagende Töne äufsern, wie eine Kuh, wenn sie ihr Kalb vermifst,[3] oder das Vieh, wenn es nach Futter verlangt; Verdrossenheit, Unmuth, Ungeduld weinerlich an den Tag legen; der Umgebung lästig fallen durch solche fortgesetzte Äufserungen. Es wird sich in der Folge der Anlafs ergeben, auf dieses verwickelte Wort zurückzukommen und klar zu machen, dafs „trinsen“ die eigentliche Form desselben ist.

Ein klareres Beispiel gewährt *fîster* für finster. *Es wird-ra fîster* = sie fällt in Ohnmacht; — etwas *fîsterlige* oder *i-der Fîsteri* suchen; — es *fîsteret*, *fîsterlet* = die Nacht bricht herein; — der *Fîstersé,* benannt wie der Lago Scuro der italiänischen Schweiz; — *fîster-nägele, fîster-müsle, fîster-bürzle, fîster-bützle* im Finstern tasten; blinde Kuh spielen.

In den bisher angeführten Beispielen stiefs das der Verduftung ausgesetzte n allemal an f oder s. Die Dreizahl der Fälle wird uns hergestellt durch die folgende Gruppe:

Trîche = trinken; im Reime auf organisches î und ch: *Wol tuet Recht und Tugend wîche, aber nit ertrîche.* — *Trîchgeld.*

Daran schliefst sich, doch wol nicht vermöge tieferer Verwandtschaft als derjenigen des Klanges, die *Trîchle,* jene pompöse, bauchige Schelle, aus Kupfer oder Eisen geschmiedet, welche an breitem, statt-

1) Sie braucht dafür *Au*, *Auw*, *Ei*.

2) Zu erwägen bleibt, ob in dem Namen *uf Ysch* für eine Örtlichkeit derselben Gegend ebenfalls unser Wort stecke.

3) *E chräjendi Henne und e trîſsendi Chue soll-me nit vertue.*

lichem Lederbande zur Alpfahrt der Heerkuh umgehängt wird und in dem vieltönigen Gebimmel der übrigen Herdenglocken und Schellen (*Glogge*, *Glöggli*, *Schëlle*, *Schalle*, *Chlepfe*, *Chlopfe*, *Chlopfschëlle*, *Chugelschelle*) den dumpfen Bafs brummt; daher die Redensart: *Eppem d' Tr. abnën*, Jemanden um seine bevorzugte Stellung, um Amt und Ansehen bringen; im Besitzthum des Aelplers ein Item, daher im Landrecht von Fruttigen nebst des Vaters „Brand und Zeichen" dem im Erbe bevorzugten jüngsten Sohne vorab bestimmt; übergetragen scherzhaft auf den Kropf am Halse.[1] Man unterscheidet die *Pummer*- und die *Far*- oder *Zügeltrîchlen* von kleinern *Feld*- und von *Tschunggeltrîchlen*. Die Bündner, die Haslithaler und Simmenthaler kennen diese Ausdrücke nicht (sie haben dafür die *Plumbe*, *Plümpe*, *Plumpere*), wohl aber merkwürdiger Weise die zwischen inne wohnenden Walliser (*trîchja*). Hin und wieder kommen statt des Wortes *Tr.* oder neben demselben als synonym vor: *Schëlle*, *Far*- oder *Vorschëlle*, (daher *Schëllechue* = Heerkuh und in grobem Scherze Weib mit einem Kropf am Hals) *Guggle*, *Chueglogge*, *Stiereglogge*.[2] Das abgeleitete Verbum *trîchlen* bedeutet zunächst mit der geschilderten Viehglocke schellen, dies auch mit Absicht von Seite der Menschen; so ist es in Unterwalden üblich *dem Samiglais* zu *trîchlen*, d. i. an den dem St. Niklaustag vorangehenden Abenden als Wüthendes Heer durch das Dorf zu laufen, wobei eben hauptsächlich Viehglocken verwendet werden, um den „Heidenlärm" zu verstärken; auf dem benachbarten luzernischen Boden heifst dasselbe Spiel *dem Chlaus chlepfen*, d. i. mit hiezu besonders gerüsteten Peitschen knallen.[3] Im Ktn. Bern wird *getrîchlet* an der sogen. *Drossel*- oder *Zügelfuer*, welche daher auch geradezu *Trîchlete* heifst, d. h. wenn ein Mädchen geheiratet hat, zieht die Burschenschaft des Dorfes vermummt und lärmend vor ihre neue Wohnung, um dort allerlei Schabernack zu treiben.[4] In Uw. Mundart wir das Schellen mit der Herdenglocke als Bild des Schmeichelns, Lockens verwendet (*an Eim ume-trichele*). Sonst bedeutet *tr.* auch müfsig herum schlendern, gleichsam als ob einer ohne eigenen Zweck nur dazu da wäre, die grofse Schelle zu tragen; auch langsam, träge gehen (*nache*, *zueche tr.*), und endlich, mit völligem Vergessen des Ursprungs: langsam an Etwas arbeiten; — des Ursprungs, — ich meine der Ableitung

1) Kaum dasselbe Wort mit *Trîchle*, welches die an der Wand in der Sennhütte eine über die andere angehängten Bettladen bezeichnet.

2) Vgl. Ztschr. V, 105, 5. 484. 489. Weder Singele noch Singesse kommen meines Wissens in obiger Bedeutung in der Schweiz vor.

3) Vgl. hiezu Lütolf, Sagen S. 100 und 101.

4) Vgl. R. Wyfs, Idyllen, I, 335. — F. N. König, Reise in die Alpen, S. 66 f.

von *Trîchle.* Das innerste Etymon des Wortes ist schwierig aufzudecken. Zunächst mufs erwähnt werden, dafs die Schriftsprache sich der volleren Form *Trinkle* bedient. So Bullinger in seiner Chronik: „mit schällen, *trincklen,* küeschwäntzen und allerlay wuosts"; ihm nach Fries: „codones, tintinnabula et quos sonalios vocant, Schällen, glögglin oder *trincklen.*" Historisch geworden ist aus der Reformationszeit der Geschlechtsname *Trinkler,* dessen ursprünglicher Sinn gewifs der eines Verfertigers von *Trinklen* war. Historisch ist auch der *Trinkelstierkrieg,* ein Aufruhr im Wallis im J. 1550, in welchem die unzufriedenen Landleute, um Genossen zu finden, von Ort zu Ort zogen, Federn auf dem Hute, den angebrannten Tannast in der Hand und mit *Trinkelftieren.* Mit dieser Form stimmt ahd. drenkila, welches Scherz-Oberlin aus einem Blasian. Glossare beibringt, und „trincklen, glogglin, schellen," welches Junii nomenclator als die deutsche Übersetzung von nola, tintinnabulum angibt. Man hat darum die Deutung auf ursprüngliches Trinkgeschirr vorgeschlagen; gegen dieselbe sprechen aber sowohl sprachliche, wie sachliche Bedenken. Ich brauche dem Leser nur die ersteren an die Hand zu geben. Die luzernische Form ist *trilchle;* nun liefse sich freilich das erstere l durch Assimilation deuten und damit die Ursprünglichkeit desselben in Abrede stellen. Auch dafs in Unterw. neben der Form *Trîchle* eine zweite, mit kurzem Vokal wenigstens eben so häufig ist, könnte man als blofses Lautspiel zu taxieren geneigt sein; allein auffallend bliebe dann doch, dafs in der ganzen, grofsen Reihe von Beispielen, welche unter das hier zu behandelnde Lautgesetz gehören, dieser Fall eine, so zu sagen, vereinzelt stehende Ausnahme bildete. Und endlich noch eine vierte, resp. fünfte Form: *Tringele* und *Tringgele,* zwar zum Theil in Landesgegenden, wo gg (die reine Tenuis) die Stelle des gemein-alemannischen k (d. i. des Doppellautes oder der Affrikate kch) einnimmt; doch auch in Bern,[1] und nicht blos in gelehrten Kreisen, wo sie etwa als etymologisierende Marotte angesehen werden dürfte.[2] Mag sich nun auch die eine oder andre der angeführten Formen unter die eine Grundform zwängen lassen, so bleibt doch immer diese Mannigfaltigkeit, zu welcher obendrein noch ein Schwanken in der Bedeutung[3]

1) So in Anshelm's Chronik; in dem sogen. Idioticon Bern. (Zeitschr. IV, 19); R. Wyfs: „Ach und wie klingen ins Herz mir empor die Glocken, die Tringeln!"

2) *„Und de* (dann) *mit dem Gläserchlingle — Das verstah-mer* (verstehen wir) *o ne chly; d' Schwyzer müefse ghöre tringle, wenns-ne* (ihnen) *heimelig soll sy."*

3) Auf einigen Stationen nämlich bedeutet *Tr.* gerade umgekehrt eine kleinere Schelle.

sich gesellt, bedenklich; es pflegt solches nämlich ein Charakteristikum sehr alter oder fremder, überhaupt solcher Wörter zu sein, deren etymologischer Zusammenhang im Laufe der Zeit ausgewaschen worden. Ob wir nun den Ursprung der *Tr.* im Germanischen [1] suchen dürfen, oder ob wir uns, da der Ausdruck nur in den Alpen lebt,[2] hiefür, wie für die Benennung so manches anderen alpwirthschaftlichen Geräthes, in der Sprache der früheren Bewohner dieser Gegenden umsehen müssen, — dem Zwecke der gegenwärtigen Untersuchung genügt es constatiert zu haben, dafs *Trinkle* alemannisch in *Trîchle* übergegangen ist.

Denselben Lautwandel bieten im sog. burgundischen Alemannien und Bünden *stîche : Stîchgueg* (Rofskäfer; auch ein Mensch mit gewissen, die Nasen seiner Umgebung belästigenden Gewohnheiten); *Stîchöl* (amoniakalisches Fett); ferner: *wîche* für winken, *sîche* für sinken. Augenscheinlich ist auch *Wîchelalp* oder *Schattige Wîchel,* der Name einer gewissen Abzweigung des urnerischen Fellithales, ebenso *Wîchel* als Benennung eines gewissen Schnittes, als Hausmarke am Ohre von Schmalvieh angebracht, nichts anderes als Winkel. Dazu gehört das Verbum *wîchle* = neckend stofsen, prügeln, eigentlich: in die Enge, in den Winkel treiben, und es war eben so unnöthig als ungeschickt, ahd. wîg (Streit) als Grundwort herbeizuziehen. Bessere Berechtigung hätte die Untersuchung, ob ein Verhältnifs bestehe zwischen unserem Worte und den Ausdrücken *wickle, abwickle* (prügeln), *winxe* (Fufstritte geben).

Derselbe Vorgang, nämlich Verschwinden des n vor f, vor s und vor ch mit gleichzeitiger Dehnung des vorausgehenden Vokales, wiederholt sich bei u und ü.

Bei Boltigen (Bern) liegt eine Ortschaft Bunfal, deren Name im Volksmund *Bûfel* lautet.

Für Zunft, Zünfte spricht man in Unterwalden und im Wallis [3] *Zuift, Zîft,* was auf gemeines alemann. *Zûft, Zûft* hinauskommt, wie in Schaffhausen ein Zunftgenofs *Zûftiger* heifst.

Füv ist fünf. *Keis Füvis lang* bedeutet eine kurze Dauer, eigentlich: „nicht so lange, als es bedarf, um fünf Vaterunser herzubeten.“ [4]

1) Doch ist es wol rein zufällig, dafs ein von Junius als Synonym zu „schelle, belle“ beigebrachtes Wort, nämlich rinckele (nl. rinckel = Thürklöpfel; angels., engl. to ring) an unser Wort an~~lautet~~. klingt

2) Junius und das Glossar von Skt. Blasien beweisen nicht für eine weitere Verbreitung

3) Hier bedeutet es Offnung, Rechtsbuch, Statutenbuch.

4) Man betet „fünfe,“ indem dabei refrainweise der Reihe nach der fünf Wunden Christi, und „siebne,“ indem der sieben Schmerzen des Herzens Mariä gedacht wird.

Es gât z' füven ûs = drei gerade sein lassen, es oberflächlich abthun; die Redensart hergenommen von einer gewissen Art der Berechnung beim Ramsen (Kartenspiel), die angewendet wird, wenn man schnell zu Ende machen will. *Z' Fivi* ist in Unterwallis ein zweites Vesperbrot. *Füvere, füverle*, im Gehen schwanken, die Richtung fortwährend ändern, eigentlich lateinische Fünfe beschreiben. *Füvfingerchrût*, auch scherzhaft für die Ohrfeige. — *Vernûftig*, vernünftig.

s. — Es gibt ein Wort *brûfsele, brûsele*, nach Brand riechen,[1] was andere Kantone durch *brändele, bränte* ausdrücken; es ist das mhd. und älter nhd. brünseln, eine Deminutivableitung von mhd. brunsen, und dies mit s vom Stamme des Partizips gebrunnen[2] abgeleitet.

Zu derselben Sippe gehört *Brûst* für Brunst; *brûstig*, schwül, heifs; *Erd-* oder *Heifsbrûst*, steinige Stelle im Acker; *brûsten, brûstelen*, nach Brand (auch nach Wildpret) riechen; *brûstelig*, ein unheimliches Wärmegefühl in der Brust habend.

Dem parallel: *Gûst* und sein, das Gegentheil (Mifsgunst, Neid) bedeutendes Compositum *Vergûst, vergûstig*. Es bedeutet nämlich *vergunne* in unserer Sprache, dem Begriffe seines Präfixes und altdeutschem Vorgange getreuer, gerade das Umgekehrte von dem nhd. vergönnen. Schon das Dictionarium des Zürchers Frisius setzt vergünnen = invidere; und so widernatürlich kommt es uns vor, den positiven Begriff mit diesem Compositum zu verbinden, dafs der Idiotism nicht blos den Zeitungsschreibern (die bekanntlich mit Grammatik und Stilistik auf gespanntem Fufse stehen), sondern auch gebildeten Schriftstellern entschlüpft;[3] und doch kommt die solchem Sachverhalte widersprechende Höflichkeitsformel vor: *mit Vergûst!* d. i. mit Erlaubnifs! Neben *Vergûst* u. s. w. geht synonym nebenher *Verbûst, verbûstig, verbûstig*, wie *verbunne, verbönne* neben *vergunne*. Das sogen. Berner Idiotikon (Zeitschr. II, 370) bietet uns dazu noch die einfache Form: „*bünnig*, invidus."[4] Die Formen mit be- waren von der älteren Sprache bevorzugt,[5] während sie jetzt immermehr durch diejenigen mit ge- zurückgedrängt werden.

1) *Guet Nacht, a' brüseliti Mëlsuppe!* rief jener Sarganser im Gedanken an die gewohnte Kost zu Hause, als er sich an die Tafel im Himmel setzen durfte.

2) Das schweiz. ü, sowie das bayr.-österr. i (brinseln) würden auch die Zurückführung auf den Präsensstamm brinnen, schweiz. *brünne* gestatten.

3) Die Linth hat zu wenig Wasser, weil es Einer dem Andern vergönnt. (N. Zürch. Zeitg.) — Wer wollte doch so hartherzig sein und den armen Leuten das Gras vergönnen, das unbenutzt zu Grunde geht. (Kasthofer.)

4) Bekanntlich ist auch dieses selbst schon ein Compositum, sowohl als Gunst, gönnen, — jenes mit dem Präfix be-, diese mit ge-.

5) Liebe mag nit *verbönstig* sein. — Der hinden gadt, der *verbönne* dem nit der vorloufft. — Da soll aber kein *verbunst* noch verachtung sein. Es sol

Den Zusammenhang zwischen *chûsteln* (= zaubern) und künsteln weist das Deutsche Wörterbuch V, 2689 nach.

Ein Wort mit mannigfachen Schattierungen des Begriffes, wie der Form und der Aussprache, auch schwankend im Geschlecht, ist Runs, Runst. Die letztere, erweiterte Form, die auch mhd. vorkommt, kann ich auf schweizerischem Boden nur aus dem Appenz. Landbuch von 1585 nachweisen.[1] Dagegen kennt die schweizerische Schriftsprache noch eine dritte Form: Runz, eine bloſse Bildung der Bequemlichkeit, indem sich so leicht zwischen n und s die Tenuis desselben Organs einschiebt,[2] welche mit s zusammen sich eben als z darstellt. Im täglichen Leben aber lautet das Wort: der oder die *Rûs*, auch *Rûse*, *Rûſs*, *Rûſse*, endlich auch die *Rûse*, welche Form als ein aus dem Plural des Maskulins neugebildetes Feminin sich erklärt. Von dem Partizipialstamm von rinnen abgeleitet, bezeichnet es einmal den Lauf eines Gewässers und ebenso das Rinnsal, das Bett desselben, zwei Bedeutungen, die nicht immer auseinander gehalten werden können.[3] Aus dem Begriff

auch der minder verstendig den geleerteren nit hassen noch jm *verbönnen*. (Frosch. Bibel.) — Invideo: Ich *verbunn*. — Invidetur commodis hominum: Man *verbunt* inen. — Invidia obliqua: *Verbunst* der sich nit öugt. — Invidere: *verbünstig* vnd nydig seyn. (Frisius, bei dem der Begriff übrigens nicht ganz so enge gefaſst ist, wie er sich bis dahin dargestellt hat. Vgl. Insidiarum invidiam in Claudium vertit: Er hat die schmaach oder den *verbunst* auff den C. gelegt. — Invidiosa res: Ein sach voller *verbunst* vnd hasses, oder, Auſs welcher einer ein haſs vnd vngunst mag überkommen).

1) „Dem Brüli Tobel dem Wasserronst nach biſs in Sämtiſser See."

2) Vor dem palatalen s findet in unserer Aussprache diese Einschiebung fast immer statt, z. B. *Mëntsch* für Mensch, also zusammenfallend mit solchen Wörtern, denen die Muta gebührt, wie *Häntsch* (Handschuh).

3) Hans Bernh. v. Eptingen sagt in seiner Palästinareise v. J. 1460: „Umb die stadt seind vil wässrige gräben, aber ich gesah kein wasser darin, doch so sah ich an der rechten seiten einen *runs* gahn zum meer, den hätte ein hahn wol überschritten, anders hab ich kein runs gesehen von Venedig, dann zu Medün, derselbig lauft aber nit." — Die Behörde, welche jetzt etwa den Titel Wasserbaudepartement trägt, in Bern ehemals *Bachmeister* hieſs, benennt das Landbuch von Schwyz mit *Runsenbeschauer*. — Der originelle Sprachforscher J. J. Redinger betitelte das Buch, welches er im Jahre 1656 herausgab: „Latinischer *Runs* der Tütshen Sprachkwäl .... wie die Latinishe Sprach us der Tütshen geflossen: Gegraben, gesamlet, geläitet, fon H. J. R." Die ausschlieſsliche Bedeutung des Bettes gewähren deutlich die folgenden Beispiele: „In Hast bergan zog über die *Rünse* steinichter Bäche hinauf jetzt Hunn zu dem klüftigen Felsgrat." (Wyſs, Idyllen.) — „Wo (= wenn) der Oberdorferbach nit zuvor anderswohin aus seiner rechten alten *Runs* hinweggeführt wäre." (Vertrag der Tagwenleute v. Glarus, 28. X. 1594.) — Ueberhaupt wimmelt das Ländchen Glarus von Oertlichkeiten, zumeist Bächen, welche mit dem vorliegenden Worte benannt werden: die Jäger-, die Wust- oder Feld-, die Krum-*Runs;* Gäch-, Mad-, Tollen-, Grund-, Wirri-, Hädi-, Schluchen-,

des Laufes eines Gewässers entwickelt sich leicht die Übertragung auf den Strom selbst, und dann meint man mit *Rûs* besonders ein reifsendes Gewässer (Freib.) oder den Theil eines Flusses, wo die Strömung besonders stark ist. (Vw.)[1] Wenn der pseudonyme Glarner Dichter in der „Näfelserfahrt" singt: *„Ringsum tosed i ds Tal schwarz Lauene, Rusen und Erdschlipf,"* so meint er ebenfalls den Inhalt der Runse, aber nicht sowohl Wasser, als vielmehr Schlamm. Die *Rusen* sind je nach der Situation gleichbedeutend mit den *Rüvinen*, das Verbum *verrunsen* synonym mit *versâren* u. dgl. Im steilen Gebirg gestaltet sich nämlich das Bachbett zur tief eingefressenen Schrunde, welche die nackte Erde immer mehr blofslegt und dem lose gewordenen Schutt und den überstürzenden Felsblöcken die Bahn anweist.[2] Die Weiterbildung *verrunseren*[3] bedeutet: solche Runse bewirken und dadurch das fruchtbare Land ruinieren. Auch jene aus urweltlicher Periode herrührenden Einschnitte, wo zwischen zwei steilen, waldbewachsenen Abhängen das Wasser seinen Weg findet, und die sonst in den verschiedenen Gegenden unter den Namen *Tobel, Graben, Chrachen, Schluecht, Chin* u. s. w. bekannt sind, heifsen da und dort *Runse.*[4] *Rûfser* wird Name eines Grundbesitzers, dessen Gut sich in solch exponierter Lage befindet. *Ruseväscher* heifsen die Novemberstürme, weil sie die Bergschluchten fegen und vom Laube säubern. *Ds Wasser rûfsnet eh, wo's engg lauft* = vermag an engen Stellen leichter das Geschiebe vorwärts zu wälzen und sich ein tiefes Bett zu graben.[5] Sonst bedeutet das Zeit-

Steckgaden-, Eckhus-, Bauholz-*R.*, rother *R.*, 2 grofse und 2 kleine *Dammigenrunsen;* zuweilen entlehnen Wälder ihre Bezeichnung von den Bächen: Zwischen den *Badrunsen*, im *Runsen, Steinrunsberg, Erlenruns;* ein Wildheuplatz heifst *Peters Rus.*

1) Das Nidwaldner Landbuch von 1565 nennt den aus dem Engelberg in den Vierwaldstätter See sich ergiefsenden Flufs den „A Russ." — *Mitts i Ruiss uise*, sagt der Unterwaldner und meint damit: „in die Stromschnelle hinaus." Das Nidw. Idiotikon identificiert unser Wort mit „der *Ruifs,*" das Getose, und leitet beides her von *ruifse*, tosen; die erstere Zusammenstellung mag, da das ahd. mhd. rûzon, rûzen in der Bedeutung nicht ganz zutrifft, acceptiert werden, nur ist dann jedenfalls das zweite Verhältnifs umgekehrt, nämlich der Begriff des Tosens der sekundäre.

2) In diesem Sinne des von wilden Wassern ausgewaschenen Ortes haben dies Wort auch die Italiäner entlehnt (rosa).

3) *De Rëge tued ds Land verrûfsere.*

4) *Immene so e R. unne* (unten) *möcht-i doch nüd diheime sy* — sagt der Zürch. Volksdichter. „In der Sparkasse ist mein Geld sicherer als auf einem schlechten Pfändlein an einer *Rus.*" (Glar.)

5) Den Begriff Einschnitt in einer eigenthümlichen Variation trägt unser Wort im Schwäbischen; dort bedeutet es die auf der Haut zurückbleibende Spur einer starken Compresse, das schweizerische *Schnatte.* Hingegen eine wirkliche Wunde

wort (in der Form *rûsen*, *rûfsen*) Wassergräbchen anlegen, oder solche öffnen, reinigen. Welch ein Abstand von jenen gewaltsamen Gebilden der Natur zu dem von menschlichem Bedacht gezogenen Bewässerungsgraben oder Strafsengraben![1] Derselbe wie von dem *Rûfs* der in den Vierwaldstätter See sich zur Ruhe begebenden reifsenden Bergströme zu dem *Rûsli*, welches das Sprichwort meint.[2]

An das abgehandelte Wort lehnt sich der Schaffhauser Ausdruck *bluetrûfsig*, d. i. blutrünsig, eine Weiterbildung von *bluetruns*, das ein juridischer Terminus für Schlaghändel ist, bei denen Blut rinnt.

In Zug hiefs ehemals *zûsle* die Kirchenbufse, welche für Unzuchtvergehen geleistet werden mufste. Sonst ist ein gleichlautendes Wort weiter herum üblich im Sinne von spielen mit Licht, auch mit Pulver; Licht hin und her tragen mit dem inhärierenden Nebenbegriffe der Unvorsichtigkeit und Gefährlichkeit; endlich: hetzen, Hader stiften, gleichsam Oel ins Feuer giefsen. Beides ist ein und dasselbe Wort. Jene Bufse bestand nämlich darin, dafs der Fehlbare des Sonntags während des Gottesdienstes mit brennender Kerze in der einen und einer Ruthe in der andern Hand sich in der Kirche darstellen mufste, der Ruthe, welche dem mit der Kerze dargebrachten Opfer die Bedeutung gab. *Zûsler* sind die hin und her flackernden Irrlichter; sie heifsen sonst auch *fûrigi Manne*, weil der Aberglaube sich darunter die zu keiner Ruhe gelangenden abgeschiedenen Seelen ehemaliger Markenverrücker vorstellt.[3] Auch in dieser Sippe ist n ausgefallen. Für das

bezeichnet unser *Harzrûse*, nämlich die wunde Stelle an einer Tanne, durch welche sie viel Harz verliert.

1) „Abgang solle in den *Runz* der Strafse gebracht und mit Wasser weggespült werden." (Polizeiverordnung der Stadt Zürich 1813.) „Das wöchentliche Reinigen der Strafsen bis in die Mitte derselben oder bis an die *Rünze* der öffentlichen Plätze." (Ebenso.)

2) *Us-em Sächli e Sach*, *us-em Rüsli e Bach*. Ähnlich schon bei Seb. Brant.

3) Sie sind zornig und verfolgen die Lebenden bis zur Dachtraufe, wo ihre Macht aufhört. Da hatte einer einmal hohe Zeit: Die feurige Hand des Geistes traf noch die mit Noth zugeworfene Hausthüre, in welcher ein schwarzes Brandmal zurückblieb. Dafs der Volksglaube nämlich sich die volle Menschengestalt ausmalt und wie er diese mit der Anschauung einer Flamme ausgleicht, darüber gibt Cysat ausführlichen und sehr merkwürdigen Aufschlufs, (gedruckt in Lütolf's Sagen S. 135 ff.). Im Wallis wird der Flammenschein auf ein glühendes Zimmerholz gedeutet, welches der Frevler auf und ab zu schleppen hat (Walliser Sagen I, Nro. 26), wie in England auf einen brennenden Strohwisch, den der Geist in der Hand trägt; also an beiden Orten nicht auf den Geist selbst. Sonst wird freilich die menschliche Seele als Flamme gefafst, so als diejenige des ungetauften Kindes; so im Wallis als Todtenlicht. (Wall. Sagen I, Nro. 56).

zuletzt genannte Substantiv hat Frisius: „Lemures. Nachtfrauw, Nachtgeist, *Zünfsler,* Gespenst," und sein Nachfolger Maaler ergänzend: „Der *Zünfsler.* Gespenst zur nacht als fheürigmannen." Fischart gewährt den Ausdruck Zunselgespenst. Er geht zurück auf *Zunsel,* das schweizerische Synonym von Zunder, wie sich *zünserlen* als dasjenige von zünderlen darstellt. Und nicht blos synonym, sondern stammverwandt. Es sind Weiterbildungen von zund-, zünd-, wobei d vor dem Bildungs-s hat fallen müssen.

ch. Chûchle, die Kunkel, ist bekanntlich der vorzugsweise alemannische Ausdruck für den Spinnrocken, übrigens ein Wort, das nicht blos die Etymologen hintereinander zu bringen im Stande ist (vgl. Deutsches Wtbch. V, 2654, e.), sondern auch sich über alle Grenzmarken der mundartlichen Geographie hinwegzusetzen erlaubt, indem es einerseits keineswegs blos den Alemannen eigen ist, ja sogar nach Hildebrand's Ansicht seinen Ursprung in den Niederlanden genommen hat, anderseits nicht einmal aus dem ganzen alemannischen Gebiete den „Rocken" zu verdrängen vermocht hat; auch mit Beziehung auf seine Bedeutungen ein höchst interessantes Wort, da ein gutes Stück germanischer Sittengeschichte und germanischer Mythologie sich darum gewickelt hat.[1] In der Mundart eines grofsen Theiles der Schweiz lautet das Wort *Chûchle*, das angelegte Werg *Chûchlete.*

Die *Chlûche* heifst in Bünden der Garnknäuel. Nach dem bisher Gesagten wird man kein Bedenken tragen, es mit Klunke, Klunker.

1) Im Wallis bildet die Kunkel, d. i. der Stock, noch die ganze Spinnmaschine. Nicht unpassend wurde der Name auf die Orchis übergetragen, deren Blüthenstengel einen zierlichen Rocken vorstellt; mit doppeltem Beziehungspunkt vollends nennt der Schwabe Nachtgunkel das Colchicum auctumnale, die Licht- oder Kiltblume; denn wann sie blüht, ist das Spinnen bei Licht (Kilten) wieder an der Zeit. — *Werch an der K.* haben bedeutet über die Mafsen viel auszurichten, oder zu verantworten, auch ein drohendes Strafgewitter über sich schweben haben. Zu der K. als Weiberwaffe bieten die bildlichen Darstellungen aus früherer Zeit manchen Beleg, so z. B. das vom German. Museum herausgegebene „Mittelalterliche Hausbuch." Die K. eignet der Hausfrau so sehr, dafs, wenn sie Alles dahinten lassen mufs, doch jene ihr nicht vorenthalten werden darf: nach dem Solothurner Recht von 1506 durfte der Mann seine ehebrecherische Frau aus dem Hause jagen mit 4 Pfennigen und der Kunkel, mochte sie ihm noch so viel Mitgift zugebracht haben. Die mythische Bedeutung der Kunkel an dem bekannten, aus St. Gallischem Gebiete auf Bündnerisches hinüberführenden *Kunkelspasse,* als von der göttlichen Spinnerin zum Grenzzeichen gesetzten Riesenstockes, hat W. Menzel in Pfeiffer's Germania I, 74 aufgedeckt. Das Anlegen des Wergs (*ankunklen*) schliefslich wird Bild für Machinationen anderer Art, sei es wegen der erforderlichen Kunstfertigkeit, oder als einleitende Arbeit, welche Begriffe leicht in diejenigen der List oder des Vorbedachtes umschlagen.

die ja auch sowohl etwas Zusammengeballtes, als etwas Zottiges bezeichnen, zu identificieren.[1]

Wo man *trîche* (für trinken) spricht, da lautet natürlich auch das Partizip *getrûche, 'trûche* und das Substantiv der *Trûch: mer hän es Trepfli Drûhes g' häben* = wir nahmen ein Gläschen Wein. — Die *Âbetûchli* heifst im Bern. Oberland die Abenddämmerung, von *tûchel* = dunkel, *tûchle* = dunkeln.

In Bünden bedeutet *mys Dûchis* = nach meinem Dafürhalten. Dort spricht man nämlich *dûchen* für nhd. dünken, alemann. *dunken;* so übrigens auch im Wallis, Bern. Oberland und so selbst in Schaffhausen die ältere Generation. Nichts anderes als Verhochdeutschung von *û* ist es auch, wenn unser Frisius schreibt: „Es *bedaucht*, videbatur. Mich hat *gedaucht*, meum judicium fuit.“ Hier begegnen einander der Volksmund und die Litteratursprache auf demselben Boden, indem diese von jeher (schon gothisch) das Präteritum und das Particip mit Vertauschung des Nasals an Vokalverlängerung bildete. Während aber die Schriftsprache, an sich selber irre geworden, auf die confusesten Wege gerieth, um den scheinbaren Bruch zwischen Präteritum und Präsens wieder zu übertünchen, befand sich die alemannische Mundart in der vortheilhaften Lage, beide Stämme von vornherein auf gleichen Fufs zu stellen.[2]

Aus dem Bisherigen ergibt sich als Regel im Schweizerisch-Alemannischen, dafs *n* vor *f*, vor *s* und vor *ch* sich verflüchtigt und zugleich *î, û, ǖ* aus *ĭ, ŭ, ü̆* wird. Also f, s und ch sind es, welche die Consistenz des vorangehenden n zu lockeren vermögen. Sie sind die Spiranten der drei Organe, die labiale, die dentale und die gutturale Spirans. An der zuletzt erwähnten wird unser Leser einigen Anstofs nehmen. Es mag hier mit Beziehung auf ch

1) Nahe genug liegen die Formen der *Chlungel*, die *Chlungele*, und mit einer leichten Verwechslung der Liquiden ~~die~~ *Chlungere*, und sogar noch mit Umstellung *Chrungele*. Nicht als ob ich diese letzte Form für den schliefslichen Ausläufer der Reihe hielte, vielmehr enthält sie die Grundform, aus welcher die übrigen aus phonetischen Gründen umgeschaffen wurden. *Chrungele* und *der Chrangel* (= etwas Verworrenes) dürften sich aus der Wurzel von „Ring,“ ahd. hring, herleiten lassen, da es nicht ganz an Beispielen mangelt, in welchen gutturaler Anlaut vor Liquida sich aus uralter Sprachperiode herüber gerettet zu haben scheint.

2) Ich gebe zu, dafs dem Philologen, welcher von unserem Lautgesetze nichts weifs und sich blos mit dem einzelnen Worte beschäftigt, kein innerer Grund im Wege steht, unser *dûchen* ebenfalls als eine reconstruierende Neubildung aus dem Partizip *g'dûcht* aufzufassen. Dieses zufällige Zusammentreffen von Möglichkeiten kann mich aber nicht verhindern, auch dieses Beispiel in den grofsen Zusammenhang mit unserem mächtigen Lautgesetze zu stellen.

die Thatsache erwähnt werden, dafs im höheren Gebirge allerdings zwischen Vokalen keine solche Spirans gehört wird, indem sich dieselbe in jener feinern Luft zum blofsen Hauchlaute verdünnt, was jenen Mundarten den Tiefländern gegenüber einen wundersam edeln Charakter verleiht. Allein auf die Formulierung unseres Gesetzes kann dies keinen Einflufs haben, da jenes h doch immer den etymologischen Werth eines ch repräsentiert. Gewichtigere Einwürfe sind gegen die Spirans an und für sich zu gewärtigen. Freilich gab die in den aufgezählten Beispielen vorliegende Thatsache volles Recht, mit dem Ausdrucke Spirans zu operieren, obwohl die hochdeutsche Sprache aller Perioden an dieser Stelle die Tenuis (k) aufweist, das Alemannische, wenn und wo es auf die Verflüchtigung des n verzichtet, sogar eine Art Doppellaut (Affrikate), k + ch spricht. Gleichwohl halte ich es für angezeigt, aus dieser festen Position herauszutreten und dem Räthsel offen entgegen zu gehen. Die Widersprüche dürften sich durch die folgenden Betrachtungen lösen. Die Tenuis (k) allerdings läfst sich nicht so einfach um die Spirans (ch) hingeben; daher die bemerkenswerthe Erscheinung, dafs diejenigen schweizerischen Mundarten, welche auf diesem Punkte mit dem hochdeutschen Lautbestande übereinstimmen und nur die einfache Tenuis[1] kennen, das hier besprochene Lautgesetz nur für die labiale und dentale Spirans anzuwenden vermögen: hier sind Formen wie *trîchen* u. s. w. unerhört, dafür gilt einzig *tringge*, *Tringgle*, *wingge*, *tunggel*. Der Übergang zur Spirans ist vielmehr gerade da zu suchen, wo sich scheinbar verdoppelte Schwierigkeit in den Weg legt, in der allgemein-alemannischen Affrikate (k + ch). Zwischen *trinkche* und *trîche* kann man sich eine Zwischenstufe vorstellen, auf welcher vor der vereinten Einwirkung der sie auf beiden Seiten umschliefsenden weichen Konsonanten (n und ch) die eigentliche harte Tenuis (k) zerflofs. Dafs ein solcher Vorgang nicht blofse Hypothese bleibe, dazu kommt uns die oben erwähnte Nebenform von trinkle, das luzern. *Trilchle* trefflich zu Statten. Ob l auf einem besondern Etymon beruhe, oder als unorganisch, d. h. als blofses Lautspiel für n, aufzufassen sei, wie engl. child neben deutsch Kind, ist hier ganz gleichgültig, wo es sich blos um eine physikalische (chemische) Wirkung handelt. Genug, dafs in dieser Beziehung l identisch ist mit n. In der Form *trilchle* aber ertappen wir gleichsam die Natur auf ihren heimlichen Übergängen: hier ist die Tenuis wirklich verschwunden und hat die Reihenfolge: kurzer Vokal — Liquida — Spirans zurückgelassen, da l gegen die Verflüchtigung, welcher n verfallen ist, sich stemmt. Vgl. auch Curtius II, 111.

1) Ich bezeichne sie nach der Weise der romanischen Schrift mit c, oder mit gg, da k ein zweideutiger Buchstabe ist.

Noch habe ich zu bitten, dafs der schweizerische Leser, dessen eigene Mundart andere Vokale hervorbringt, in diesen Fällen mit seiner Einwendung zurückhalte, da es einstweilen nur um Feststellung des Grundzuges in dem besprochenen Lautgesetze zu thun ist und jedenfalls die Dehnung des Vokales, sei es nun in der einen oder andern Weise, durch alle schweizerischen Mundarten geht. Diese Erinnerung ist besonders am Platz, da wir zu den noch fehlenden Vokalen übergehen, bei welchen die kantonalen Differenzen eher noch greller sind.

Zunächst a. In einem guten Theile der nordöstlichen Schweiz lautet Hanf *Hâf: Hâfbünt* der Hanfgarten, *Hâfrose* der Ort oder die Einrichtung zum Rösten des Hanfes; — *Râft* die Kruste des Brotes. — Sanft als Adverb. lautet hin und wider *sâft, gsâft,* als Adj. *sâft, séft.*[1] Ich werde auf diese Wörter, welche auch von Seiten der Begriffe merkwürdig sind, zurückkommen.

Die folgenden hier einschlägigen Formen haben bereits ihre Erwähnung gefunden: *Âsbaum; Tâse; Gâs; Hâs; Sargâs.*[2] Daran schliefst sich *Frâsle* für Franslen, dies abgeleitet von Franse; *frâsle,* fasern. — Der *Grâs* ist das altd. grans, eigentlich der Schnabel eines Kahns, und wol noch ursprünglicher Schnabel, Rüssel, Maul überhaupt;[3] auch der sich aufbiegende Vorderteil eines Schlittens; und leicht kam man dazu, der prora des Schiffes die puppis als *Hindergransen* gegenüberzustel-

1) Von der säuberlichen Scheidung zwischen adjektivischer und adverbialer Form, welche darauf beruht, dafs das Adverb ursprünglich durch angehängtes o gebildet war und deshalb seinen Stammvokal rein behielt, während das entsprechende Adjektiv eine Bildung auf i repräsentierte, welches i, bevor es selber abfiel, den Umlaut im Stamme bewirkte, hat die alemannische Sprache zu dem ihr mit dem Nhd. gemeinsamen „schon : schön," noch einige Beispiele bewahrt. So *hart : härt; lang : läng; râfs : räfs; fast* (= schnell, kräftig) *: fest.* Freilich darf nicht verschwiegen werden, dafs selbst diese spärlichen Überreste keiner allgemeinen Anerkennung geniefsen, sondern auf kleinere geographische Bezirke beschränkt sind und gemeinhin dem Adverbium seine selbständige Form entzogen worden ist, wie im Nhd. So tritt gerade *ungsaft* an andern Orten als entschiedenes Adjektiv auf: *en ungsâfte Cherli,* ein abstofsender Mensch; *ungsâfti Meinige,* unanständige Ausdrücke.

2) Oder wie der Glarner spricht *Zargâs,* welches zwei Erklärungen zuläfst: entweder hat das Adverbiale z'Sargâs die Form für das Nomen überhaupt abgegeben, wie ja in vielen Ortsnamen das n der Präposition „in" sich als Anlaut des Hauptwortes festgesetzt hat; oder aus dem Namen der Bevölkerung t'Sargâser (d. i. die Sarganser) wurde der Ortsname fehlerhaft construiert.

3) Wie Lexer meint, von rans = Rüssel, also mit dem Präfix ge- zusammengesetzt. Auch in dem holsteinischen Snau ist der Begriff Schnabel auf das Schiff übergetragen.

len.[1] Gegenwärtig hat sich auf unseren Seen der Ausdruck auf den Fischerkahn zurückgezogen und bezeichnet entweder den in eine lange Spitze auslaufenden und zum Fischbehälter eingerichteten[2] Vorderteil eines solchen, oder den so gebauten und verwendeten, von der Bauart der anderen Schiffe sehr abstechenden Kahn selbst.

Hieher gehört doch wol auch die 2. Pers. Präs. des Zeitwortes können, wo sie *châst*, *châsch* lautet, gegenüber von *chăst*, *chăsch*; während die letztere Form auf die apokopierte 1. Person (*i chă*) zurückgeht, deutet in jener die Länge des Vokals auf eine Grundform mit n. Ich bekenne zwar offen, dafs ich nicht für alle unsere Mundarten, welche ā darbieten, verbürgen kann, dafs die Länge des Vokals auf der besprochenen Ursache beruhe; möglich, dafs da und dort weiter nichts dahinter steckt als die gewissen Gegenden eigenthümliche, schleppende Aussprache der Stammsilben; für einige Mundarten aber getraue ich mir die Verantwortung des hier besprochenen Lautgesetzes zu übernehmen, und in der Folge werde ich Gelegenheit haben die Wirksamkeit desselben auch in dieser Verbalform über allen Zweifel darzulegen.

Es bleibt noch, Beispiele zu *anch* beizubringen. Bünden liefert uns dieselben. Der *Bâch*; *dâchen*; *chrâch*, *chrâchen*; *Râch*; *Schwâch*, *schwâchen* hört man dort für Bank, danken, krank, kranken (in einen gebrechlichen Zustand kommen; auch von Sachen), Rank (Wendung), Schwank u. s. w.

Nicht zu verwechseln mit nhd. und schweiz. *achzen*, d. i. ächzen (von „ach" wie unser *achen*, *achenen*) ist das mhd. anchzen von ange (vgl. Angst). Auch dieses Verbum besitzen wir in dem appenz.-rheinthal. *âchse*, *âchsle*, *der Âchs* und noch weiter verkürzt der *Âfs*, *âfse*. Das hier zu Grund liegende *anchsen* wird im obern Rheinthal und den angrenzenden Bündner Gemeinden umgesetzt zu *ansgen*, gesprochen *âsge*.[3]

Von a lassen wir uns zu e, das ja theilweise als dessen Umlautung sich darstellt, hinüberleiten. Nur theilweise ist das e der gewöhnlichen Orthographie aus a hervorgegangen, und hinwider erscheint

1) So Dasypod, während Maaler u. A. sich noch freier von der Etymologie machen: Maaler übersetzt daher prora mit „*Bieten* oder *vorder granschen*." In der bekannten Offnung von Kefswyl am Bodensee wird das Recht behauptet, einen Kahn für Auswanderer oder Flüchtlinge in der Weise am Rande bereit halten zu dürfen, dafs „der hinder grans daran schwebi."

2) Daher bei Schmeller auch die Bedeutung Unterschlag, Abtheilung, welche gewifs ganz keck unter obiges Wort hätte subsumiert werden dürfen.

3) Das Schwäbische hat beide Formen, sowol *anchzen* als *ansgen*, *anzgen*. Statt durch Metathesis liefsen sich die letztern Formen als g-Ableitungen von anchsen (anchsgen) erklären.

keineswegs der Umlaut des a immer als e, weder in der Schrift, noch in der lebenden Sprache. Es vertritt e auch jenen dem Nhd. nicht mehr unter seiner besondern Lautfärbung bekannten Vokal, welcher in der Wortbildung und in der Conjugation mit i zu wechseln pflegt, das bis auf W. Scherer so genannte gebrochene e, welches in der wissenschaftlichen Grammatik als ë bezeichnet wird. So ist in Laut und Schrift eine heillose Verwirrung über diese Partie hereingebrochen, und zwar nicht etwa blos in den Volksmundarten, sondern auch, ja hier eher noch ärger, in der sogenannten gebildeten Sprache, welche provinzielle Sonderstellungen, soweit das Phonetische in Betracht kommt, in diesem Kapitel vielleicht am mächtigsten mufs gewähren lassen. Auch für unseren hier vorliegenden Zweck werde ich es unterlassen, das Gewirre, welches in der Wirklichkeit besteht, nach Theorieen auseinander zu lösen. Die Thatsache, dafs vor n beide Vokale, der Umlaut des a, wie das sog. gebrochene ë, sich solidarisch verschmolzen haben,[1] vereinfacht die Arbeit.

Anknüpfend nun an die in dem letzten Abschnitte aufgeführten Wörter, ergibt sich aus än, ën[2] vor Spirant in einfachster Weise: *hä̂fig*, hänfen; der *Tä̂slig*, Tragband an der *Tâse* (Tanse);[3] *Gä̂s*, die Gänse; *Bêche*, die Bänke; *chrêche*, kränken.[4] Daran schliefst sich *Schwæchel*,[5] der Schwenkel, d. i. Pendel an der Uhr;[6] *brä̂sele*, *brä̂fsele*, nach Brand riechen, und das entsprechende Adjectiv *bräselig*; *Pfæster*, *Fêster*, Fenster; *Gspêster*, Gespenster; dem Worte die *Mâse*, *Mä̂fs*, *mêse* = junge Kuh, liegt zunächst die Form manse, mense zu Grunde.[7]

1) Sei es nun mit der möglichst breiten Aussprache ë, wie in den Waldstätten und ihren Dependenzen, oder mit derjenigen gleich franz. è, wie im Thurgau u. s. w.

2) Es sei hier ein für alle Male bemerkt, dafs ich mit ä und mit ë phonetisch ein und denselben Laut meine, eben jenen Laut, welcher, so viel ich weifs, nur im Munde der Alemannen seine Sonderexistenz noch fristet. Die zweifache Schreibung ist eine Concession an die Etymologie.

3) Die einfachste Ableitung, das Deminutiv, entzieht sich, indem die Umlautung, welche durch drei Consonanten hindurch hätte wirken müssen, unterblieb; es lautet in den betreffenden Kantonen *Tä̂sli*.

4) Die letzteren zwei Beispiele aus Bünden, wo sich die echte Form des Umlautes, das reine e, phonetisch gleichwerthig mit frz. é, rein erhalten hat.

5) Der Buchstabe æ bedeutet mir in hergebrachter Weise den Laut des frz. è als gedehnten.

6) So in Gurin, der einzigen deutschen Gemeinde des Kt. Tessin. Anderwärts bedeutet es etwa den Hebel, an welchem der Eimer des Sodbrunnens hängt. Stalder hat aus Glarus die vage Umschreibung: „eisernes Band, Schliefse.“ In Baiern ist es verschwommen mit der Bedeutung des Wortes *Schenkel*. Nebenform Schwenker.

7) Vgl. einstweilen das „mensekalb“ des Habsb. Urbars.

2*

Damit wäre, da die Längen (also auch die Diphthonge) nicht in Betracht kommen, die Reihe der Vokale für ein Mal durchlaufen. Doch wo bleibt o? Es gibt für unser vorliegendes Lautgesetz kein o, weil im Deutschen die Lautverbindungen onf, ons, onch unmöglich sind.[1] O pflegt nämlich, um mich der bisherigen Darstellungsweise zu bedienen, aus u hervorzugehen, wie das oben erwähnte ë aus i. Nun schützt aber n, wo es sich an einen zweiten Consonanten anlehnt, den vorangehenden Vokal gegen die Brechung, und es hat also sein Verbleiben bei unf u. s. w., oder wie Scherer sagen würde, das ursprünglichere o hat sich in solcher Nachbarschaft weiter zu u verdunkelt.

Allerdings kommt vor das *G'spons* = das Ehegemahl, und war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts der *Spons* im Zürcherischen Allmannsgebirg eine übliche Benennung für Freier, Bräutigam; allein das sind entlehnte Wörter (lat. sponsus) und tragen selbst als solche ihr o nur ausnahmsweise, da in der Volkssprache die Fremdwörter diesen Vokal vor Nasal und zweitem Konsonanten zu u zu verdunkeln pflegen. Das *G'spusi,* Gespons, wenn das Beispiel überhaupt unter unser Lautgesetz fällt (worüber weiter unten), entspricht also jedenfalls nicht der Lautverbindung ons.

Es war bis dahin die Rede von n. Dabei wurde stillschweigend in den Kauf gegeben und genommen, dafs es in Wörtern wie Bank, denken, Winkel, dunkel u. s. w. (resp. Banch u. s. w.) genau genommen nicht n, der dentale Nasal, sondern η, der entsprechende Kehllaut war, welcher allerdings dieselbe Wandlung wie n veranlafste und erfuhr. Der phonetische Unterschied ist in manchen Lagen so unmerklich, dafs die gemeine Orthographie nur gar nicht einmal auf den Einfall gekommen ist, einen besonderen Buchstaben für den gutturalen Nasal zu erfinden.[2] Und ebenso war es zufolge dem Bequemlichkeitsprinzip,

1) S. Grimm, Gr. I², 388 und I³, 161.

2) Für die Darstellung der Mundarten können wir desselben nicht entrathen, namentlich nicht wegen der vorkommenden Verbindungen des Nasals mit der entsprechenden Media und Tenuis, da die Schreibung der gemeinen Orthographie ng als zweideutig durchaus abgelehnt werden mufs. Der Leser wolle also Vormerk davon nehmen, dafs η den gutturalen Nasal, das im Gaumen gesprochene n bedeudet, wie es in der ersten Silbe des frz. en-core und in den deutschen Wörtern bang, Finger (wohlverstanden nach der vorherrschenden Aussprache; s. Benedix I § 75 f.) sich darbietet. Es mufs nach zwei Richtungen hin wohl abgegränzt und unterschieden werden: einmal gegen die blofse Nasalierung des Vokals, den Laut, welcher im frz. en, bon, un, fin u. dgl. sich hören läfst und ein Charakteristikum mancher deutschen Mundarten ist; diese Färbung der Vokale, auf welche einläfslicher einzugehen sich im Verlaufe dieser Untersuchung Gelegenheit geben wird, wird am besten nach dem in der Zeitschrift gemachten Vorschlag mit ˜ bezeichnet

welchem der Volksmund sich ergibt eigentlich nicht nf, was den Formen *füf, Häf, Züft* u. dgl. zu Grunde lag, sondern mf; wenn der Alemanne solche Wörter in ihrer vollen Form gebraucht, z. B. beim Lesen, so lauten sie in seinem Mund ganz naturgemäfs und zwanglos fümf u. s. w.[1] Es besteht auch unabhängig von solcher Akkommodation ein lebhafter Tauschverkehr zwischen dem in der Mitte liegenden n und m einer-, ŋ anderseits.[2] Es darf uns daher nicht wundern, wenn wir auch m + Spirans und ŋ + Spirans das Schicksal von n theilen sehen. Dabei ist es von keinem praktischen Werthe, wie man sich den Vorgang denke. Oberflächlich und kurz läfst sich die Sache so darstellen, dafs das fragliche Lautgesetz alle drei Nasale als einander sehr verwandte Laute begreife. Eigentlich aber werden wir Durch-

sodann hebt sich der einfache Nasal hinwieder ab von der Verbindung *ŋg*, welche von den deutschen Orthoepisten (s. z. B. Benedix § 79) zwar nicht geduldet wird, aber inlautend im Englischen (z. B. finger) die anerkannte Aussprache bildet, und wenigstens bei den meisten Alemannen vorkommt, wo durch Elision des Vokals die erwähnten Consonanten zusammenrücken, z. B. *Huŋ-g* (Honig), *Chüŋ-g* (König), *mäŋ-ge* (manchen, manigen). Von dieser Konsonantenverbindung hebt sich hinwieder eine Art Steigerung zweiten Grades ab, z. B. *zaŋgge,* welche ziemlich mit der allgemeindeutschen Aussprache „zanken“ zusammenfällt, nur dafs wir Alemannen die Tenuis rein, ohne alle Aspiration geben.

1) Es hat ja selbst die gebildete Sprache die Assimilation des Dentals, ja sogar zweier Dentale an den labialen Anlaut des zweitenWorttheiles acceptiert, z. B. Wimper aus wintbrâ.

2) Es ist hier nicht der Ort, den Spuren, welche selbst in der Litteratursprache hievon enthalten sind, nachzugehen; hier nur einige Beispiele aus alemannischen Mundarten; *starregans*, gewöhnlich *starregaŋgs*, = sofort. — *afännig* = *anfangig* = anfangs. Auch *Chüŋgel* = Kaninchen und *Liŋele* = Linie sind berechtigter als die Nebenformen mit nn, indem die gutturale Gestaltung des Nasals dort durch das zu Grunde liegende lateinische cuniculus (cunculus), hier durch das aus i entwickelte j gefordert wird. Und umgekehrt *fiŋster.* — *Meŋbueb* für *Mennbueb* von mlat. menare, das Vieh lenken. — *siŋ* = sîn, sein, être (falls A. Schott richtig gehört hat) — *Gspeŋst.*

Ferner *Hëlmhûs*, Vorhalle einer Kirche, von hël(e)n, hehlen = bedecken. — *Framsle* = Franse. *Bëmsel* Pinsel. — *Bademer* u. dgl. einer von Baden. Was im einen Kanton *brenselen*, *brünschelen* (nach Brand riechen) lautet, heifst in anderen *bremschelen*, *brümschelen.* *Baumgraz* für Pankraz gehört nicht hieher, sondern ist eine von den hundert und aber hundert Vertauschungen einer fremdtönenden Silbe an ein bekanntes Wort. Manches m der Mundart ist jedoch das Richtige gegenüber nhd. n, z. B. *Gadem*, *Bodem* (wovon „in der *Bodmen*,“ Bodmer). Und umgekehrt das *Bilgeri* als Deminutiv aufgefafst, wozu zunächst eine vorauszusetzende Form Pilgrin für Pilgrim (dessen m allerdings die Stelle von noch älterem n, peregrinus, einnimmt) einlud. Ganz so beruht *hei* für heim auf der von älterer Litteratursprache häufig dargebotenen Zwischenstufe hein. Dagegen ist mundartliches *sëltse* (= selten; sonderbar; mürrisch) für sëltsen im Rechte gegenüber der nhd. Umformung „seltsam.“

gänge von m und ŋ durch n hindurch vorauszusetzen haben, also eine Verfeinerung des Lautes, wie eine solche auch der gänzlichen Verduftung des m im Auslaute z. B. in *hei, Heiri* aus heim, Heimrich u. A. vorangegangen ist. Es wäre sonst — von physikalischen Schwierigkeiten einstweilen ganz abgesehen — auffallend, warum die m und ŋ viel weniger umfangreich und allgemein von dem Gesetze betroffen wurden; auch haben sich ja solche Beispiele wie Bēmsel, Framsle, fiŋster, Gspeŋst gerade dadurch, dafs sie ihr organisches n in die Lippen- und Gaumenorgane hinüberspielten, den Nasal vor der Zersetzung gewahrt. Uebrigens ist die von der Theorie geforderte Zwischenstufe durch den obenerwähnten Redinger, welcher in seiner Bearbeitung der „Vorthür" von Comenius ein Mal für dings (d. i. auf Borg) ansetzt „dins," constatiert, wenn wir darin die Ueberlieferung der zu seiner Zeit wirklich gehörten Aussprache erkennen dürfen; doch ist es vielleicht weiter nichts denn eine Spekulation dieses mit vielem Sprachinstinkt begabten Grüblers.

Jedenfalls wird man sich, diese Erläuterungen vorausgeschickt, nicht daran stofsen, wenn die Verbalform „kannst" eine Parallele erhält an „kommst," welches für das Alemannische mit Akkommodation des Nasals an den dentalen Sibilanten in *chunnst* umzusetzen ist; daraus wird im Gebirge *chūst.*

Die Mittelstufe zwischen *Pfiste* und Pfingsten, nämlich n an der Stelle von ŋ, gewährt uns das bayr. Pfinztag, durch ein Vokabular von 1477 als alte Ueberlieferung verbürgt. Uebrigens ist von selbst einleuchtend, dafs ŋ eine verhältnifsmäfsig späte Umformung eines ursprünglichen n ist, welches aus dem griechischen Grundworte πεντεκοστή noch in das goth. paintekuste übergegangen ist, im Mhd. aber allerdings durch Zusammenrücken der Konsonanten vorwiegend bereits zu ŋ geworden.[1]

Nun werden wir auch keinen Anstand nehmen, das luzern. *bûfsig,* unterwaldn. *buisig*[2] = heftig, erzürnt, empfindlich, trotzig, aber auch

1) Aus der ahd. Periode liegt keine Form vor; wir besitzen von dort nur das umgedeutschte fimfchusti.

2) Dieses ui hat etymologisch den Werth von gemeinem u. Es ist nämlich eine Eigentümlichkeit der Mundarten Wallis, Unterw. und Uri, dafs sie diesen gedehnten Vokal spalten, was einer Erleichterung der Aussprache gleichkommt Eigentlich mufste zu diesem Behuf u zu ü ü werden. das nachtönende u jedoch sank zu i herunter, bekam aber gerade dadurch die Gelegenheit, eine Rolle zu spielen, indem es seinen erstgebornen Bruder mehr und weniger afficiert, in den einen Mundarten fast unmerklich, in andern ihn geradezu umlautend (üi), um als letzte Phase in einer dritten Gruppe (im Elsäfsischen) sich mit dem also assimilierten Laute neuerdings zu einer einfachen Länge (ǖ) zu verschmelzen.

mifsstimmt, niedergeschlagen, mit dem auch aufserhalb der Schweiz bekannten *pumsig* zu identificieren. — Andere Beispiele mehr werden sich in der Folge darbieten.

Vorerst haben wir die Regel auch mit Beziehung auf die Konsonanten, welche an der zweiten Stelle stehen, weiter zu fassen, als sie in den Grundzügen dargelegt worden ist. Doch sind es auch auf diesem Punkte nur unwesentliche Zuthaten, welche die Regel eigentlich nicht über den Kreis der genannten Konsonanten hinausführen.

So ist pf nur eine Weiterbildung und Spielart von f, mit welchem es nicht selten wechselt. Um hier gar nicht zu reden von Fällen im Anlaute, ist die Aussprache *Harpfe, scharpf, Stapfe, Seipfe* für Harfe u. s. w. allgemein alemannisch; und so bieten auch manche unserer Mundarten die Formen: *Hampf, Rampft, sampft, Zumpft* u. dgl.; und so pflegt das Volk im Allgemeinen beim Lesen die betreffenden schriftdeutschen Wörter sich mundgerecht zu machen. Bieten sich nun Beispiele an, in denen ursprüngliches mpf wie nf behandelt erscheint, so werden wir wieder, ähnlich wie oben, einen Durchgang durch die letztgenannte Lautverbindung vorauszusetzen haben.

Wenn oben unter den Beispielen des vorliegenden Lautgesetzes Brunst, finster u. dgl. figurierten, so mufs denn doch nachträglich bemerkt werden, dafs es eigentlich nicht s sondern sch ist, was wir Alemannen in solcher Lautverbindung sprechen. Es ist aber schon vom physiologischen Gesichtspunkte aus selbstverständlich, dafs der cerebrale, zum Theil aus reinem s erst degenerierte Zischlaut eben so gut wie jenes den vorangehenden Nasal zu beeinflussen vermag. Zum Ueberflufs mag auch daran erinnert werden, dafs s und sch in unzähligen Beispielen miteinander gewechselt haben, und dafs es alemannische Mundarten gibt, die s jedesmal zu sch vergröbern, sobald es sich mit i, u, w, r u. dgl. berührt. So gleich jenes *Granschen* (oben S. ~~33~~) /18, A. 1. für Grans, und das oben angeführte *trîſse* (verdrossen sein) lautet im Wallis *trîsche*.

Wir dürfen daher unbeanstandet *brüschele* (Freib.) = angebrannt riechen, mit *brünschele* (Uw., Sargans), *brümschele* (Uri) brunscheln (Deu. Wtb. 2, 437) identificieren.[1]

Im Deu. Wtb. wird für Flins zwar die Bedeutung Kiesel urgiert, vielleicht einer etymologischen Hypothese zulieb; doch erhellt schon

1) Ich möchte das Wort nicht sowohl durch die Annahme einer Abschwächung von st in sch von Brunst, als vielmehr direkt von dem Particip ge-brunnen vermittelst Bildungs-s (resp. sch) ableiten.

an jenem Orte, dafs die Bedeutung des Wortes keineswegs zu allen Zeiten und allerwärts eine konstante war. Wirklich versteht man, in grellem Abstande von der oben angegebenen, in Schwaben den Schiefer, in Tirol feinen Sand darunter; wir dürfen also füglich das simmenthalische der *Flîsch* = schieferiges Gestein, sammt dem Adjektiv *flîsch* und das glarnerische der *Flīse* = mit Geröll überführtes Bachbett, anbrechender Erdschlipf, als auf jener Grundform beruhend annehmen.

In Wallis ist im Sinne von Strohfackel das Wort *Limscha* üblich, und dazu die Nebenform *Līscha.*[1]

Unter den zahlreichen Wortformen für Fadenknäuel existiert im Wallis das *Chlûschi;* es ist Deminutiv zu die *Chlunsche, Chluntsche* und dieses eine Weiterbildung von die *Chlumme,* welches noch die Nebenformen der *Chnummel* oder die *Chnummele* besitzt. Wie ungleich auch diese beiden Endpunkte einander sehen, es fliefst doch ein und dieselbe Quelle in beiden, der Partizipialstamm klumm vom Verbum *klimmen* = zusammenpacken, wovon auch *chlünze* nur eine Intensivbildung ist (klummizon, klümmezen); und es stehen also *Chlûschi* und *Chnummele* in der engsten Verwandtschaft, während die fast gleich-
15/1 lautenden *Chnummele* und *Chnungele* (s. o. S. 10, Anm. 2) nichts als die Bedeutung miteinander gemein haben. Die im Deu. Wtb. 5, 1363, f. versuchte Zusammenstellung ist wohl eher zurückzuziehen.

An mhd. blunsen = aufblähen, bin ich geneigt, unser *blunsche, bluntsche* zu halten. Ich bekenne zwar, dafs die Bedeutung[2] des letzteren Verbums dieser Zusammenstellung wenig Vorschub leistet, um so mehr diejenige der dahinter liegenden Sippe: *b'blunschet* = aufgedunsen;[3] der *Blunschi, Bluntschi* = dicker, plumper Mensch, auch (wie Pluns in Hessen) Geschlechtsname; dazu das Adjektiv *blunschig, bluntschig*[4] und die Composita *Bluntschelchopf, Bluntschelg'sicht;* ferner was sich kaum davon trennen läfst,[5] die *Blunze* = grofse Blutwurst, und in den bairisch-österreichischen Mundarten synonym mit unserem *Bluntschi;* ja noch wuchert die Form des Wortes nach der andern Seite hin: man kann nämlich kaum die lautliche Verwandtschaft zwischen den beiden Synonymen *Bluntschi* und *Pfluntschi (Pflunsch,* Adj. *pflunschig)* abweisen. Das glarnerische *pflüstere* = sich aufbauschen

1) Wie man dort dem ital. luce das Wort *Luse* = Licht, Lampe, abgeborgt hat, so könnte *Limsche* d. i. Lümsche von lume sich herleiten.

2) Es bezeichnet sowohl den Ton der in einem verschlossenen Gefäfse geschüttelten Flüssigkeit als ins Wasser plumpsen.

3) In Tirol 'plunzet.

4) Im Deutschen Wtb. bluntsch, in Schlesien plunschig, plünschig.

5) Vgl. tirol. 'plunzet.

(von Wäsche und Kleidern) und auch *pflüsterig* = trübe, regnerisch (vom Wetter) fügen sich hier an, indem sie ihre physiologische Erklärung durch unser Lautgesetz finden. Noch weiter: *Pflunsch, pflunschig* bedeutet auch schlechtgerathene Schneiderarbeit, ein Kleid mit ungehörigen Falten und bauchig. Dasselbe bezeichnet aber auch *Pfunsch, pfunschig* mit der in unser Lautgesetz einschlagenden Nebenform *pfūschig;* die Identität dieser durch Aufgeben des l erklärlichen Form wird noch erhärtet dadurch, dafs man in Uri unter einer *Pfunsche, pfunschig* eine dicke Person, aufgedunsen versteht. Als das Mittelglied, welches die mit bl, resp. pl anlautende Reihe an diejenige des Anlautes pfl knüpft, bietet sich das Wort *Pluntsch, Bluntsch* dar, welches den vom Regen erweichten Boden, namentlich die durch Regen oder durch die Mischung von Wasser und Schnee ungangbar gemachte Strafse bezeichnet, und die gleichbedeutende Nebenform *Pfluntsch.*[1] Mag es nun gelingen, den Begriff des Verbums *blunsche,* an welches wir die ganze Kette gehängt haben, mit demjenigen des mhd. blunsen zu vereinbaren oder nicht,[2] unantastbar bleibt doch einmal die Verwandtschaft zwischen den übrigen Beispielen mit —sch und dem mhd. Worte, zumal neben *'blunschet* auch die Form *'blūſset,* d. i. geblunset, beides im Sinne von aufgedunsen, bei uns besteht, wozu sich noch die bair.-östr. Form g'blunzet gesellt; sodann, um was es mir hier eigentlich zu thun war, erhellt die Solidarität zwischen ns, nsch, ntsch, nz.

z läfst sich, da es physiologisch als ein Doppellaut t + s sich darstellt, aus tsch gewinnen als Spielart, wie das einfache sch mit s wechselt.[3] Aber auch unmittelbar von s gelangt man zu z. Beispiele der Vertretung des einen Lautes durch den anderen stehen in solcher Zahl zu Gebote, dafs ich die Thatsache als bekannt voraussetzen darf. Ich schreite daher sofort zur Verwendung derselben mit Beziehung auf unser alemannisches Lautgesetz. Da begegnet uns einerseits appenz. *tāze* für tanzen. Danach werden wir nicht anstehen, das ebenfalls appenz. Wort die *Schlāz* = unhaushälterische, Speisen u. dgl. aus dem eigenen Hause verschleppende Frau, in Schlanz zu rekonstruieren, und *Schluenz* = feile Dirne als regelrechte Ablautsform daneben zu stellen.[4] Anderseits stofsen wir auf *frāsisch* = fremdartig und daher

1) Vgl. *pflunzge* = schluchzend weinen.

2) Es liegt allerdings nahe genug, *blunsche* als blofse lautliche Spielart des synonymen *glun(t)sche* zu erklären.

3) Ueber die Beziehungen von z zu tsch vgl. einstweilen die Aufsätze von Gerland und von Tobler in Kuhn's Ztschr. XXI, 67—73 und XXII, 112 ff.

4) Die begriffliche Vereinigung, sollte diese noch Anstand finden, bietet das von Schlanz mit Umlaut abgeleitete Verbum *schlenze* dar, welches sowohl (trans.) verschleudern als (neutr.) herumvagieren bedeutet.

unverständlich, eigentlich wol altfränkisch; denn nach dem oben Erläuterten ist nicht daran zu zweifeln, dafs franzisch (français) die Ausgangsform war.

Auf demselben Wege werden wir über das sonderbare, s. Z. aus dem Berner Oberland an Stalder mitgetheilte „aufsen = inzwischen" klar. Erinnern wir uns vorerst, dafs Stalder aus gewissen Gründen unsere alemannischen Längen in den Diphthong zu verhochdeutschen pflegte, so läfst sich wohl denken, dafs sein Korrespondent aus Habkern, ohne jene Gründe zu kennen, den Vorgang blindlings nachahmte; so gelangen wir dazu, jene Mittheilung in *ûfsen* zu korrigieren, wozu wir noch durch direkt geschöpfte Bestätigung autorisiert sind. Nun ist es eine Eigentümlichkeit der Oberländer (auch der Walliser und ihrer Abkömmlinge in Graubünden), im Gegensatz zu den übrigen Alemannen das auslautende n der Suffixen zu bewahren. Danach wird sofort klar, dafs das gleichbedeutende luzern. *unze* jenem *ûfsen* physisch eben so nahe verwandt ist, wie *g'blunzet* und *g'blûfset*, *franzisch* und *fräsisch* es untereinander sind. Beide Nebenformen beruhen auf unzhin. Auch die in Wallis und B. Oberl. üblichen Synonymen *ûfsig, ûfstig, ûfsdar* weisen s an der Stelle des gewohnten z auf, und das thut auch im Stammwort das appenz. *uns* (gespr. ons). Und wie, wenn es sich schliefslich noch ergeben sollte, dafs n sich selbst vor z als solchem vokalisieren könne, der Uebergang in s also nicht absolut nöthig sei! Das von der Zeitschr. f. noch ungedr. Schweiz. Rechtsquellen I, 1, 9 Art. XI überlieferte „rutz" läfst sich kaum anders verstehen denn als Nebenform von Runz, Runs. Allein die Vergleichung der Handschrift ergibt, dafs der Druck zu verbessern ist in crütz.

Nachdem nun der Begriff sowohl des Nasals als der Spirans mit Beziehung auf das vorliegende Lautgesetz genauer umschrieben worden, ist es an der Zeit, dasselbe in die Werkstätten der verschiedenen kantonalen Mundarten zu begleiten und dort von der Verschiedenheit seiner Wirkungen Notiz zu nehmen. Es thut sich da ein bunter Farbenreichtum vor uns auf, welcher anfänglich das Auge verwirrt und aller Regel entronnen zu sein scheint; und doch wird eingehende Aufmerksamkeit ein und das selbe Grundgesetz in all dieser Mannigfaltigkeit wiedererkennen und die unserem Zeitalter abhanden gekommene Thatsache wieder entdecken, dafs Einheit auch ohne Uniformität möglich ist, und dafs die Sicherheit des Gesetzes nicht die Opferung der individuellen Entwicklung erheischt. Das Auge der Wissenschaft sieht in dem bunten Regenbogen den einfachen Lichtstrahl. Welcher Mensch aber wollte die Farbenpracht der Wirklichkeit für bleibend an die blasse Theorie vertauschen? und doch glaubt die neueste Staatskunst, blind

gegen alle Geschichte, selbst gegen diejenige, welche in unserer nächsten Nähe ein so furchtbares Gericht gehalten hat, ihre Panacee in der Schablone gefunden zu haben. Möchten unsere Politiker öfter bei der Natur Einkehr halten — und sich mit dem Studium der Volkssprache abgeben. Doch — kehren wir zu unserem Schweizerdeutsch zurück!

Die alemannischen Mundarten zerfallen in zwei Gruppen nach der Behandlung, welche die Längen der beiden Seitenvokale,[1] d i. ī und ū mit dem Umlaute ǖ in denselben erfahren. Es ist dies nicht eine Scheidung, welche mit Stammesverschiedenheit zusammenhienge, wie solche namentlich in der Flexion sich bemerkbar macht, sondern sie haftet gewissermafsen am Boden und ergibt eine blos geographische Abgränzung. Im grofsen Ganzen zwar gehen alle Alemannen darin miteinander Hand in Hand, und ist es das wesentliche Charakteristikum ihrer Sprache gegenüber allen anderen deutschen Stämmen, dafs sie die einfache Länge fest gehalten haben und sich abwehrend gegen die sonst allgemein gewordene Diphthongisierung derselben verhalten,[2] und viele Mühe und lange Zeit hat es bedurft, bis die schweizerischen Schriftsteller (von gemeinen Schreibern nicht einmal zu reden) sich die nhd. Lautstellung vollständig und mit Sicherheit zu eigen machten. Allein in gewissen Lagen hat der einfache Vokal sich nicht in allen unseren Mundarten zu halten vermocht, sondern ist ebenfalls in zwei gespalten worden. Während aber im Nhd. der Gebildeten dieser neugeschaffene Diphthong mit den alten ei, ou, eu (ai, au, äu) so vermengt und ihnen so gänzlich angeglichen worden ist, dafs von einer Unterscheidung nicht mehr die Rede sein kann[3] und nur der in der Mundart Aufgewachsene sie sowohl im Gefühle als auf der Zunge hat,[4] sprechen wir Alemannen im Allgemeinen ihn auf eine Art, welche die Mitte hält zwischen seinem Ursprunge, nämlich ī, ū, ǖ und den Dop-

1) In Ermangelung einer zutreffenderen bediene ich mich dieser Bezeichnung, welche der üblichen graphischen Darstellung dem Grundvokale gegenüber entlehnt ist.

2) Gerade wie am jenseitigen Saume Deutschlands die Dänen (Schweden) und Friesen und in den Niederlanden wenigstens das ungebildete Volk.

3) Benedix, die Aussprache des Hochdeutschen §. 30 und 32, scheint diese Behauptung zwar Lügen zu strafen; allein offenbar ist er nur durch die verschiedenen Schreibungen zu der seinigen veranlafst worden; denn seine Beispiele beweisen deutlich, dafs er selber für die wirkliche Aussprache den Unterschied nicht zu machen versteht.

4) Die meisten mir bekannten Mundarten trennen allerdings den alten und den neuen Diphthong von einander, die nicht-alemannischen und die nordschweizerischen in der Weise, dafs sie den alten verschieben.

pellauten, welche von jeher im Deutschen einheimisch waren.[1] Es ist dies eine der Quellen, aus welchen die Mundart ihren gröfseren Farbenreichtum gewinnt. Freilich die ganze sogen. burgundisch-alemannische Gruppe (Bern, Freiburg, Wallis) begibt sich dieser Buntheit, indem sie den alten organischen Diphthong gerade so fein zuspitzt, wie der neue lauten mufs; sie vermag also (wohlverstanden, so weit sie die einfachen ī, ū, ǖ aufgegeben hat) die beiden Silben in „Freiheit,“ „Hauptbau“ u. dgl., was den Vokalklang betrifft, nicht zu unterscheiden, und in andern Mundarten (St. Gallen) ist der Unterschied ein so feiner, dafs der Fremde ihn kaum wahrzunehmen im Stande ist.[2]

Physiologisch erklärt sich der Vorgang als Spaltung der Länge zunächst in zwei Kürzen des selben Klanges, von denen die erstere, nochmals dem Drange nach gröfserer Bequemlichkeit der Aussprache nachgebend, allmählich die sogen. Brechung erleidet, oder aus i und u in e und o erblafst. Diese Darstellung, welche allerdings zunächst auf einer Theorie der Gelehrten beruht, erhält eine höchst merkwürdige Bestätigung, indem sich in unserem Vaterlande eine Sprachinsel befindet, in welcher der geschilderte Prozefs gegenwärtig in der Vollziehung begriffen ist. Es ist dies das isolierte Engelberger Thal. Unerklärlich in seinem Ursprunge und Zusammenhang, bricht sich auf jenem kleinen Fleck Erde der Drang nach Diphthongisierung der einfachen Länge in einer dem Charakter aller übrigen Alemannen widerstrebenden Ausdehnung Bahn. Erstaunlicherweise gibt es noch eine zweite, noch viel kleinere solche Sprachinsel, und zwar in einer durchaus von Unterwalden unabhängigen und verschiedenen Lage; es ist das Dörfchen Calfreisen im bündner. Schalfiggthale. Auch dort spricht man nicht blos *doŭ, schéi* für du, sie, was dem Genius des Alemannischen nicht absolute fremd ist, sondern auch *schwéinen, schlöifen* u. dgl. für *schwînen* [schwinden], *schlǖfen* [schliefen, schlüpfen]. Dort ist es aber auch, wo wir die Natur gleichsam in ihrer Werkstätte belauschen und den neuen Diphthong während seiner Entpuppung beobachten können. Er ist in vielen Fällen, und namentlich bei Leuten von feineren Organen, noch so wenig ausgeprägt, dafs selbst der aufmerksame Hörer, wie unbegreiflich diese Behauptung scheinen mag, sich keine Rechenschaft zu geben vermag, ob es die einfache, gewohnte Länge, ob es

1) Ich werde, so oft es sich um Unterscheidung handelt, den neuen Diphthong seiner Aussprache gemäfs mit éi, ou, öi, den alten mit ai, au, äu bezeichnen.

2) Die echte, ältere Volkssprache hat dort aber das alte, organische ei (ai) in ā zusammengezogen, so dafs éi nur für das zwiegespaltene ī bleibt.

zweimalige Kürze oder bestimmter, entschiedener Doppellaut gewesen sei, das an sein Ohr schlug.

Wenn wir das Verhalten der schweizerischen Mundarten erwägen, so erscheint, dafs für die einfache Länge zunächst keine Schwierigkeit im Inlaute besteht; denn hier halten alle unsere Mundarten, mit einziger Ausnahme von Engelberg, welches zwischen beiden Prinzipen schwankt, durchaus an ī, ū, ǖ gegenüber nhd. ei, au, äu (eu) fest. Erst im Auslaut ist ihre Existenz exponiert, und wir bekommen in gewissen Gegenden für *Blî, drí, frî, Marîe, Bûw, trü̂w* u. dgl. zu hören *Bléi* u. s. w. *Méi* und *Maréīeli* (auch als Name für die Botin der Frühlingsgöttin), *Bóu, tröi.* Diese selben Nebenformen bestehen nun eben auch — und damit gelangen wir endlich zu unserem Thema zurück — für diejenigen ī, ū, ü, welche sich aus in, un, ün hervorgebildet haben, und treten soweit also auch im Inlaute auf. Wir haben demgemäfs neben den weiter oben besprochenen Umwandlungen von Vokalen mit Nasal noch folgende Nebenformen zu registrieren: *Pféiste* = Pfingsten, *tréisse* d. i. trinsen = verdrossen sein; es läfst diese Nebenform keinen Zweifel mehr übrig, dafs wir recht daran thaten, *trîfse* auf einen Stamm mit Nasal zurückzuführen; es stimmen dazu gewisse Nebenformen mit der oben S. ~~191~~ besprochenen Vergröberung 20 f. des Nasals: trimse = ächzen (Baselbiet), trimsele = langsam gehen oder arbeiten (Gl.); und hinwieder mit getrübtem Zischlaut in Urseren die Form *trintsche*, entsprechend dem wallisischen *trîschen.* Das Wort ist nicht blos schweizerisch; wir erkennen es wieder im schriftdeutschen (eigentlich ndd.), bayer., hess. trensen, trenzen, mlat. trinsare, vorarlberg. drinsche = brummen, stöhnen (vgl. Wackernagel, Voces an. p. 62. 66. 89), im schwäb. tränsen, trönsgen = langsam reden und handeln; (auch im Bernbiet knüpft sich an *treifse* die Vorstellung zaudern, seine Geschäfte langsam verrichten); stark athmen; die Träns = klagsüchtige Person u. A. m. Das Wort, zu welchem noch eine Nebenform mehr, *triefse* (St. Gall.), *triesche* (Wallis) gehört, hat, wie schon der auffällige Diphthong vermuthen läfst, auch eine weitläufige Verwandtschaft; dieselbe reicht bis zu dem Worte *Truesne*, ahd. truosana (Bodensatz). Das letztere geht unmittelbar auf goth. driusan (fallen, sinken) zurück, eine Entwicklung aus indog. dhru.[1] Hier allerdings keine Spur von Nasal, aber wir begegnen solchem in dem lit. Synonym drumstas. Dieses leitet man zunächst ab von dhras (= 1) niedersinken, 2) sich trüben), einer Weiterbildung jenes dhru; und von dem

1) Der Diphthong verhält sich, wie Dietrich bemerkt, gerade wie derjenige von buoc (Bug) zu dessen Grundwort biugan.

selben Stamme, — wozu die verschiedenen Bedeutungen sich trefflich fügen — eben auch unser *trinsen* und *triefsen*. Das Letztere überliefert das altd. triusan, gerade wie *niefse* altes niusan, niesen (sternuere) — beide, indem sie den weicheren Zischlaut aufgeben, sich mit fremden Stämmen vermengend; denn so wenig als geniefsen, niuzan (frui) mit niesen verwandt ist, so ungehörig war es, unser *triefse* (nebst *trîfse, treifse* u. s. w.) mit dem transitiven ver-driefsen zusammen zu stellen; dieses lautet ahd. driuzan und ist dasselbe Wort mit lat. trudere, engl. to threaten. Der Nasal der Form *triesen* mufs sich erst auf europäischem Boden, und zwar, wie wir gesehen haben, keineswegs allgemein und mit ausschliefslicher Gültigkeit, entwickelt haben, — entwickelt, um in dem äufsersten Winkel des deutschen Idioms seine usurpierte Existenz wieder zu verlieren.

Doch setzen wir die Reihe der Beispiele fort: *tréiche* = trinken. — *Tréichle* = die grofse Kuhschelle, und im Kanton Zürich (immerhin nur an der Grenze gegen die alpinen Nachbarkantone) der Geschlechtsname *Tréichler* (Trinkler). — *féister* = finster.[1] — Nicht nur Leu im Eydgenöss. Lexikon, sondern noch der Heideggersche Nachtrag am Ende des vorigen Jahrhunderts nennt den Ort Sins abwechselnd so und *Seys*, welch letzteres die volksmäfsige Aussprache ist, wie *Wéichel, Wéichelmatt* für Winkel u. s. w., Ortschaften des Kantons Bern. — *Zéis* = Zins. *Verzéisler* = Zinsherr, Kapitalist. (Breitenstein, Vreneli S. 89.). Als *Zéislibicker* wird verspottet, wer, sei es aus Noth oder aus Habsucht, gar sehr auf den Bezug der Kapitalzinse erpicht ist. (Hch. Sulzer, der Pater im Beichtstuhl, S. 21.).

Zu den oben aufgezählten Beispielen von ū, ü stehen folgende Nebenformen zu Gebote: *bröisele* = brünselen, brandig riechen; *Bróušt, bröištig, bröištele* u. s. w. = Brunst, brünstig u. s. w. — *'tróuche* = getrunken. So ist auch die Schreibung „trauche" in Gotthelf's Schriften zu verstehen. — *Dóušt, döištig* = Dunst u. s. w. — *föif* = fünf. — du *chóusch* = kannst (chunnšt). — *Chöištler* = Künstler.

Auch *Choušt, Chūšt* = Kochherd, anderwärts der kleine, zum Sitzen dienende Nebenofen in der Stube oder die vom Küchenfeuer erwärmte Kachelwand des Wohnzimmers, ist nichts Anderes denn Kunst. Von der Verwendung dieses ursprünglichen Abstraktums in konkretem Sinne hat uns das Deu. Wtb. 5, 2683 eine Fülle von Exempeln gebracht. Wie ein solcher Uebergang seinen Anfang nimmt, und zwar in der oben angeführten speciellen Bedeutung endet, das macht uns die von der Winterthurer Stadtbibliothek aufbewahrte Meyer'sche Chronik aus der

1) *'s ist Alls allert — ekeinen lueget feister*, Lied auf das Helvet. Bundesfest 1798.

Mitte des 16. Jahrhunderts höchst anschaulich. Die betreffende Stelle, welche ich der Aufmerksamkeit des Herrn Dr. Geilfus verdanke, lautet: „Item uff den 16. tag Junii des 1557. iars hett sich begäben, das in das Rhor [= Schilficht], an der Glatt glägen, sind zämen kumen vil meister, namlich der Haffneren, ... von unser Herren vnd Oberen [der] Statt Zürich, darnach ouch von ummligenden Stetten, als Schaffhusen, Diefsenhoffen, Stein, Frouwenfeld, Will, Winterthur, Rapelschwil ouch ander ummligend Stett ... Nun ufs difsen Stetten sind alweg ein oder zwen in das Rhor da zemen kummen, hand da gluoget und erfaren von den frömden Meisteren, was das für ein Kunst sige, in was mas, mittel und wäg man möcht sovil Holz ersparen .... Vnd darum uff semlichs Brümen [= berühmen] vnd ufsschrigen [= ausschreien] vnd erbietung semliche Kunst ander Meister yres handwerchs auch zuo leren, Sind difse Meister all gmenklich zemen kumen in das Rhor, ... Hand da die frömden Meister yre kunst uffthan und ..... probiert [= erprobt] mit Bachen, süden vnd Bratten, alles von einem für und das von lüzell [= wenig] holz, ist die sag das sy brucht habind. Ich hab noch nie ..... kein offen [= Ofen] gesechen, darin difse kunst probiert sige worden, woll [= obwohl] etlich Burger gsin sind, die willens sind, ein semlichen offen lassen machen. Wen man difse kunst grächt vnd gwär ist, so ist wol ein wunder ze vernemmen, das sich fast herzu nahin sige [= dafs sich schnell nahe] der iüngst tag. das fast die kunst vnd all andere im höchsten sigind, dann ufs difsem wol zuo erkennen ist, die grofs wunderbarlich allmechtigkeitt Gottes, ... das semliche kunst zur letsten zitt erfunden ist worden.“ Wenige Jahre später erschien in Mühlhausen „Verzeichnufs der figuren vnnd neuwen öfen, von der ersparung der neuwen erfundenen Holtzkunst.“ Hier spielen bereits beide Bedeutungen, die konkrete und die abstrakte, in einander über, noch mehr in folgendem Titel: „Lehmanns Allgemeine ökonomische Holzspahrkunst, oder Anweisung zu Erbauung vortheilhafter Stuben und Haushaltungsöfen. N. Aufl. Leipzig 1754.“ Vor der neuen Einrichtung verschwanden auch die alten Namen *(Herd-, Fürplatte);* zur Bezeichnung jener aber behalf man sich in ungleicher Weise, je nach den Umständen: z. B. unsere alemannischen Stammesgenossen in Piemont und Tessin nennen sie *Fornella* oder *Chochofeli.*

Róuss = kleiner Bewässerungsgraben, *róusse* = solche anlegen. — *Góus̕t, Vergóus̕t, vergöis̕tig* = Gunst u. s. w. Und so eingefleischt war die diphthongisierte Form dem singenden „Schweizerbauren“ (Zürich, 1798), dafs ihm nicht einfiel, den Reim durch Zurückgreifen auf die Grundform zu retten oder wenigstens zu schonen: „Mer hend neud [= wir halten nichts] uf leeren titlen, Und au mit de gröfsten Mitlen

Chauft ekeinen euseri [unsere] Goust, Da [das] ist jetz by eüs [uns] umsust." — *Zóuft*, *Zöifter* = Zunft u. s. w. — *Zóusel*, *zöisle*, *zöiserle* für Zunsel d. i. Zunder u. s. w. *Zöisler* auch mit der Bedeutung Lichtmotte, phalaena pyralis.

Diese Beispiele lassen sich durch eine Reihe anderer vermehren, zu deren Erwähnung sich bis dahin keine Gelegenheit bot, indem von ihnen zufällig eine Form mit einfacher Vokallänge nicht besteht, oder mir wenigstens nicht zur Kenntnifs gekommen ist.

Die Zürcher Pfister beklagen sich i. J. 1751 über „das uns endlich gar den Boden austruckende *Deis*- und Borg nemmen." Zweihundert Jahre früher kennt der Rathschreiber am selben Orte noch die ursprüngliche Form des Wortes, indem er redet vom „dings vnnd vff Borg gēben vnnd fürstrecken." Heutiges Tages noch begeben sich die Aargauer und Zürcher Mundarten des Nasals, und nur diese; die übrigen kennen blos *dings*. Es ist ein adverbialer Genetiv, mhd. dinges, von ding = Vertrag (vgl. dingen); daher einen Dienstboten, einen Soldaten *dings* nehmen = den Dienstvertrag mit ihm schliefsen, der durch ein Handgeld besiegelt wird; eine Arbeit *uf dings* geben = verakkordieren; sodann hat es, wie in den zuerst angeführten Sätzen zu ersehen, die Bedeutung „auf Borg, auf Kredit" angenommen: „Eins gab man dings, das ander bar" (Berner Fafsnachtspyl v. 1558); so auch in dem Sprichworte: *dings g'spilt ist bär 'zalt.* — Seine Waare *d.* ûsg'henkt haben = auf Kredit aushingegeben. Mit Verkennung der hier vorliegenden Wortbildung wird unser Wort etwa auch als ein Substantiv aufgefafst: *uf Dings*, gerade wie in dem Synonym *uf Borgs*, wofür die ältere Sprache gesagt haben würde uf ding. So in einer bereits angeführten Redensart; so auch in einem Zürcher Mandat von 1780: „selbige auf Credit oder sogenannten *Deifs* hin zu bewirthen." Der Irrtum spinnt sich fort in der Ableitung *dingsere* = auf Borg verkaufen.

Ebenfalls in Zürich ist ein Geschlechtsname *Feisler;* er schreibt sich Finsler.

Anet, eine bernische Ortschaft an deutsch-französischer Grenze, wird mit Ins verdeutscht; dieses lautet im Volksmund *Eis.* Es soll, beiläufig gesagt, dieselbe in latein. Urkunden insula heifsen, damit bekäme die oben versuchte Zusammenstellung des Ortsnamens Ysch mit Insel eine Stütze.

Rhiner verzeichnet unter seinen „Volkstümlichen Pflanzennamen" auch *Jeist;* als Grundform hat das Idiotikon unzweifelhaft Jinst anzusetzen, denn die Pflanze ist der gemeine Ginster, genista.[1]

1) Wir sprechen noch *Jëmf, jëse* für Genf, gähren.

Keis Léisis grofs bedeutet ein minimes Quantum. *Linsi* ist nämlich das Deminutiv von Lins, Linse, und obiger Ausdruck entspricht also dem mhd. niht ein lins. Das weibliche Grundwort kommt ebenfalls vor und zwar in den Formen *Lîse* und *Léise.* — Dasselbe Wort könnte man wohl versucht sein in den Zürcher. Flurnamen *Leisewis, Léisithal, Léisirain,* allenfalls auch in *Léisiöpfel* zu finden; wirklich bekommt man auch die Verhochdeutschung Linsenrain zu lesen. Allein *Linsithor,* ein Hausname in der Stadt Zürich in der Mitte des 16. Jahrhunderts, fügt sich doch wol nicht darunter. Wir gehen kaum fehl, wenn wir obige Composita auf einen Geschlechtsnamen Linsi (als solcher männlich) beziehen. Lins lebt als Geschlechtsname in Tirol; ahd. gab es Linzo.

Tousse Name eines zürcherischen Weilers, urkundlich Tunsheim, vom Personennamen Tunni. In dem nämlichen Kanton kommt irgendwo Töisiholz als Name eines Waldes vor, dessen erster Besitzer Tunzi, Tünsi geheifsen haben mag.

Das soloth., frickthal. und basellandsch. *gröise*, *gröisse* = sehnsüchtig nach etwas verlangen, einem in lästiger Weise und unablässig anliegen, liefse sich allerdings wie das bayr. reusen und als Compositum von diesem auf rüwen, reuen, zurückführen (rûwisen). Aber es läfst sich doch nicht wohl von der gleichbedeutenden unumgelauteten Form *grouse* trennen, und dieses hinwieder nicht von *grumse*, so wenig als das luzern. *grüsele* = leise wimmern wie das schwer kranke Kind, von dem synonymen *grümselen*, *grümschlen.*[1]

In der Nähe von Zürich gibt es einen *Möichhof* d. i. ehemaliger Hof der Mönche *(Münch)*; das einfache Wort ist in seiner ursprünglichen Bedeutung jetzt abgestorben und durchaus nicht volkstümlich; unter *Möich*, in den innern Kantonen *Mûch*, versteht man nur den Wallachen, das verschnittene Pferd.

In Zürich benennt man die beiden Stiftskirchen noch immer *Grofs-* und *Frau-Möister;* in den Waldstätten versteht man unter *Müšter, Möišter* Beromünster.

Vernóuft, *vernöiftig* = Vernunft, vernünftig.

1) Die Bedeutungen dieser Sippe berühren sich vielfach mit denen von trinsen, weinerlich klagen und anhalten *(Alliwyl e Grumses han)*; — *Grousen und gresten*, sich unzufrieden äufsern, widerreden; unverständlich reden; auch grämlich herumliegen. Eigentümlich aber ist ihr die unpersönliche Ausdrucksweise: es *grumset* (Nbf. *gramset*) im Magen (= *glumsen*, kollern, aus welchem es in diesem Sinne vielleicht blos verderbt ist); übergetragen aufs Moralische: es grumset einem, nämlich im Herzen = es steigen einem moralische Bedenken auf. Zu erwägen ist das etymologische Verhältnifs zu den synonymen Wörtern *gürmsen*, *griemsen*, *gramausen* = murren; *gramuslen* = krabbeln.

Also éi neben î, óu und öi neben û und ǖ. Die nächste Frage ist nun, wo der eine Lautstand und wo der andere. Im Allgemeinen läfst sich, was sehr begreiflich ist, als Heimat des ursprünglichen Vokals (ī, ū, ǖ) das Hochgebirge angeben. Dort, in dem zusammenhangenden Stocke der drei Länder um den Waldstättersee mit Zug und des Berner und Freiburger Oberlandes, des Wallis (und seiner Dependenzen im Süden der Alpen)[1] und endlich der Kantone Bünden und Glarus ist — ich wollte sagen die jungfräuliche Burg des altertümlichen Lautes, würde ich mich nicht erinnern, dafs in der innersten Kammer der Urschweiz, ich meine die Thalschaft Engelberg, jener Widerspruch mit dem alemannischen Grundcharakter seinen Sitz hat. Während, abgesehen von diesem vereinzelten Punkte, die Alpenbewohner, das Hirtenvolk, mit bewundernswerther Ausdauer am Alten festhalten, haben sich die Bewohner der Vorberge und der flacheren Schweiz, also die Ackerbauer, dem weichlicheren Diphthonge hingegeben, aber dies ohne kräftige Konsequenz. In allen diesen äufseren Mundarten gibt es eine Menge vereinzelte Beispiele, welche als vergessene, nicht abgelöste Posten auf dem alten Stande geblieben sind. Was Appenzell betrifft, welches einen detachierten Gebirgsstock ausmacht, so haben sich hier die verschiedenen Landestheile in die beiden Systeme getheilt, so zwar, dafs ī, ū im Lande selbst die kleinere Kopfzahl beherrscht, dafür aber seine Arme da- und dorthin, selbst bis in den obern Thurgau ausstreckt. Im Kanton Luzern, welcher vermöge seiner geographischen Lage überhaupt manche interessante Erscheinung darbietet, tritt uns die absonderliche Thatsache entgegen, dafs es die Stadt ist, welche den altertümlichen Vokal festhält, während die Landbevölkerung zu dem neuern übergegangen ist. Der Widerspruch löst sich, wenn wir uns erinnern, dafs jene eben die nächste Nachbarin der Urschweiz ist und in tägliche Berührung mit derselben kommt.

Weniger genau als der geographische Umfang läfst sich die Zeit bestimmen, in welcher diese Neuerung Statt griff, weil sich uns für die Ermittlung derselben ausschliefslich schriftliche Quellen und darunter keine, welche die Mundart spiegeln wollen, darbieten.[2] Wenn aber Schriften, welche in der gemeindeutschen Sprache angelegt sind, inkon-

1) So mufs ich, gestützt auf eigene Aufzeichnungen, meinem verehrten Lehrer A. Schott und seinen schriftlichen Quellen entgegen behaupten.

2) Freilich hat uns E. Götzinger in seiner Hebel-Ausgabe S. XXI—XXV ältere mundartliche Litteratur verzeichnet; allein fürs erste ist die Schreibung und die Sprache in derselben begreiflicherweise höchst unzuverlässig; sodann stammt sie gerade nicht aus den Gegenden, welche hier in Betracht kommen, oder ist unbekannten Ursprunges.

sequenterweise mitunter mundartliche Formen entschlüpfen, so sind wir befugt, ja genöthigt, anzunehmen, dafs zur Zeit ihrer Abfassung im Volke noch allgemein so gesprochen wurde. Nun lassen sich bei den schweizerischen Schriftstellern bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts Beispiele von einfachem langen Vokal im Auslaut zur Genüge nachweisen. Wir dürfen also schliefsen, dafs die mit der Kirchenreformation anhebende Umgestaltung und Modernisierung unserer Mundarten erst am Ende des 17. Jahrhunderts sich im Volksmunde fest eingebürgert habe.

Was ich bis dahin über Ort und Zeit vorgebracht habe, bezieht sich übrigens strikte nur auf die Farbe des Auslautes. Diejenigen ī und ū, welche für in und un eintraten, sind ihren Weg unabhängig gegangen. Hier ist das Gebiet der Diphthongisierung viel beschränkter:[1] ganz Appenzell, St. Gallen, Thurgau, Schaffhausen und Freiburg enthalten sich derselben, da ihnen doch, wie gezeigt, die éi, ou, öi an anderer Stelle geläufig sind;[2] Berner Mittelland verhält sich ganz schwankend. Es bleiben also als entschiedenes Gebiet des Diphthonges nur die Kantone Zürich, Aargau, Solothurn und Basel.

Die beiden ī u. s. w. von ungleichem Ursprung haben sich also räumlich, vielleicht auch zeitlich[3] und jedenfalls, was ich später noch nachweisen werde, auch lautlich sehr verschiedentlich entwickelt. Es ist daher Raum gelassen für die Möglichkeit, dafs die zwei ungleichwerbigen ī u. s. w. auf ungleichem Wege zu dem gleichen Stadium thi

1) Auch in bair.-österreichischen Mundarten fällt dieselbe Differenz auf. So läfst im Lusernischen ein n, das im Auslaute stand und apokopiert wurde, genäselte Aussprache zurück (z. B. Mō˜ = Mon(d); in der Infinitivendung — a˜); im Inlaute dagegen verschwindet es, nach Zingerle's Angabe, spurlos (z. B. prüscheln = angebrannt riechen; Fêder = Fenster).

2) Damit ist die Frage, ob das st. gall. der *Zeusi*, Spottname für den Rothhaarigen, als „Zünsi" zu nehmen sei, von vorneher abgeschnitten.

3) Es läfst sich darüber nichts bestimmen, weil in der Schriftsprache unserer Landsleute, wenigstens vor dem 17. Jahrhundert, weder ī noch éi u. s. w. für „in" vorkommen, sondern immer die richtige Grundform gegriffen wurde. (Doch Fries und Maaler gewähren Yffel für Infel, was noch besonders auffallend ist, indem sie sonst ī in ei, ey zu verhochdeutschen pflegen, und da Fries auch die Grundform, ynfel, wohl kennt. Aber abgesehen davon, dafs das Wort in dem reformierten Zürich nicht mehr lebendig war, scheint es überhaupt einer exceptionellen Behandlung zu geniefsen, da nirgends die diphthongische Form aufgekommen zu sein scheint. Vgl. z. B. *Niffele* im Aargau. Es ist als ob der Ursprung total vergessen worden sei; daher auch allerlei ungehörige Umwandlungen, welche das Wort erfahren hat, z. B. auch *Hiffele*). Uebrigens ist gerade diese ungleiche Behandlung der beiden ungleichen ī der lebenden Sprache von Seiten der Schreibenden beachtenswerth.

gelangt seien. Dafs zwar in beiden Fällen der Diphthong zunächst aus zweimaliger Kürze (ı + ı) hervorgegangen sei, läfst sich kaum bezweifeln. Während aber das auslautende ī resp. ū, ǖ einfach in seine natürlichen Bestandtheile auseinander gefallen ist, stand inlautend ursprünglich ja nur die einmalige Kürze; die Repetition, welche wir voraussetzen müssen, um Dûst, Doust zu begreifen, kann nur von dem verduftenden Nasal, von seiner halb vokalischen Natur herkommen. Indem der Nasal einen Theil seiner Konsistenz an die Vokalisation abgab, entstand zunächst i + i, u + u, ü + ü. Von da an gabelte sich die Fortentwicklung: die eine Mundart zog die beiden Kürzen in eine Länge zusammen, die andere behielt die Spaltung bei, indem sie zugleich je den ersteren Vokal brach. Wenigstens kenne ich (mit Ausnahme des oben erwähnten Yffel bei Maaler) kein Beispiel davon, dafs in dem jetzigen geographischen Gebiete des Diphthonges im Inlaut jemals in einer früheren Sprachperiode statt der éi, óu vor Spiranten ī, ū üblich gewesen sei, während sich, wie oben gesagt, evident ein solcher Wechsel zwischen auslautendem ī und éi u. s. w. selbst in den streng diphthongisierenden Mundarten beweisen läfst. Und sollte es dennoch solche Beispiele geben, so müfste der Verhalt eben so aufgefafst werden, dafs die Mundart der Kantone Zürich — Basel jene theoretisch anzusetzende Spaltung in e + i, o + u in einer historisch bestimmbaren Periode aufgenommen und zur Wirklichkeit gemacht haben. An der Sache würde damit nichts Wesentliches geändert.

Die diphthongische Entwicklung statt einfarbiger Länge hat übrigens längst nichts Befremdliches, da sie uns in den griechischen Formen *λέουσι*, *τυφθείς*, *πείσομαι* ebenfalls entgegentritt. Auch die auf die verschiedenen Stämme ein und des selben Volkes sich vertheilenden Doppelformen sind uns aus dem selben Sprachgebiete bekannt. Aus *αν(τ)ς* wurde attisch *ᾱς*, lesbisch *αις*, aus *εν(τ)ς* dorisch *ης*, attisch *εις*, aus *ον(τ)ς* dorisch *ως*, lesbisch *οις* und attisch ursprünglich gewifs diphthongisch, später einlautig *ους*.

Von diesen sog. Seitenvokalen weg ist es wol an der Zeit unsere Aufmerksamkeit auch dem Grund- und den mit demselben sich berührenden Vokalen zuzuwenden, also **a, ä, e, ĕ.**

Auf unserem ersten Gange lernten wir ā, ǟ, ē als die durch Verflüchtigung des Nasals entstandenen Laute kennen. Es ist dies die einfachste, aber keineswegs vorherrschende Umwandlung. Sie gilt meines Wissens in ihrer vollen Ausdehnung nur für Simmenthal und Rheinthal, wo es, genauer angesehen, nasalierte a͂ und é͂, ä͂ (resp. getrübtes nach é hin lautendes ἕ͂) sind; ferner in Glarus mit dem benachbarten Amden (auch hier ist genauer ī zu schreiben). Appenzell ver-

hält sich schwankend. Zu *ā* für *an* bekennen sich aufserdem noch St. Gallen und Schaffhausen; *en*, *ēn*, *än* aber gestalten sie Hand in Hand mit allen übrigen, nicht soeben namhaft gemachten Mundarten der Schweiz diphthongisch um (*ei*). Wieder eine eigentümliche Stellung beansprucht diejenige von Prättigäu-Davos; auch sie verwandelt *an*, *en* in *ā*, *ei*; wo aber der Umlaut blofs eine Folge der Flexion ist, da bildet sie denselben unmittelbar von dem ā aus, nämlich als ē; z. B. *Bēche*, der Plural zu *Bāch* (Bank). Diphthongisch hat sich in der gröfseren Hälfte der Schweiz auch *an* entwickelt, nämlich zu *au*. Für *äu* wäre an und für sich kein Raum, indem, wie gesagt, *än*, *en* an der Entwicklung von *ēn* zu *ei* Theil nimmt. Allein Flexions- und Deminutivbildungen gehen in der Regel nicht auf die Grundform (*an*) zurück, sondern pflegen sich an die zweite (die nasallose) Stufe anzulehnen und von dieser aus, als wäre sie die echte, weiter zu bauen. So kann denn allerdings, statt *ei* aus *än*, *en*, ein *äu* aus *au* erwachsen, z. B. *Bäuchli* = kleine Bank (*Bauch*).

Diese drei Diphthonge nun haben den Laut der echten, alten und unterscheiden sich auch in der Aussprache bestimmt von den oben abgehandelten éi, óu, öi. Da nun aber die burgundisch-alemannischen Mundarten sich der Unterscheidung der beiden Stufen begeben haben (s. oben S. 28), so liegt die Frage nahe, ob nicht im Berner Unterlande Wörter wie trinken und tränken unentwirrbar in Eins zusammenfallen. Sie löst sich zu unserer Beruhigung durch die merkwürdige Thatsache, dafs sich für diesen speziellen Fall, nämlich für *än*, *en* ein eigentümlicher, dem Berner Organe sonst nicht kongener Diphthong (Gotthelf schreibt ihn zum Unterschiede von *ei* mit *äy*) gebildet hat.

Es möge nun eine Reihe von Beispielen über die Umwandlungen, welche *an*, *en* erfahren, folgen.

Angst: *Es isch mer aust und bang.* (Aarg.)

Anken: *Ache*, *Ahe*, *Añhe; Auhe*, *Auche*, *Äucho* (so im Wallis, wo *aü*, *oi* die gänge Aussprache des *au* ist). *Achchar*, *Auchchar*, *Ächer* [1] = Buttertopf.

Ansbaum (oben S. 4) lautet im Bernbiet *Aus-*, *Jaus-baum*, luzern. *Daus-baum.*[2]

1) Durch einen Interpunktionsfehler ist diese Ableitung, welche eigentlich ein Compositum mit kar = Gefäfs ist, bei Stalder unter die Namen der Butter gezählt.

2) Mit einem in der Pluralform *D' Ausbäum* angeschweifsten und für stammhaft angesehenen D, wie in dem aargauischen, an ein ungehöriges Etymon angelehnten *Tanzbaum* und gerade auch wie in der Nebenform *Saafsholz* des jüngeren Landsbuches von Glarus (eigentlich *s' Afsholz*) für das i. J. 1807 noch übliche oder wenigstens verstandene *Ansholz*.

Auslikon, eine zürcher. Ortschaft, benennt sich nach den Angehörigen eines Ansilo.

Bank: *Bäch*, *Bouch*, Mz. *Bĕche*, *Böüch*. *Houbouch* = Fleischbank.

Dank, danken: in Freiburg und Wallis *Dauch, dauche;* im Simmenth. *zum Däch* = zur Zufriedenheit, recht. Hierher wird wol auch die schwyzer. Interjektion des Unwillens: *z' dauche gare! verdaucht!* = nein doch! zu subsumieren und als ironisch gemeinter Ausdruck zu erklären sein. Das letztere, welches zugleich als Steigerungsadverb verwendet wird, lautet in Zug und Gaster *verdächt*, ist also dort entweder von seinem Etymon gelöst und als blofse euphemistische Spielart des Wortes verdammt anzusehen, oder gehört zum Zeitwort verdenken.

In der selben Weise fasse ich das gleichbedeutende appenz. und st. gall. *vertäset, vertäseret, vertäselet,* doch dafs dieses phonetisch richtig an das bekannte Wort Tanse (app.-st. gall. *Täse*) angelehnt ist. Dieses Wort hat aufser der oben S. 19 erwähnten Form noch folgende: *Ta˜se, Tause, Taufse;* der *Tausel* = ein kleineres, an der Hand getragenes Milchgeschirr.

Denken: *Was hest nid gedeicht!* Abweisungsformel. — *Los und deich!* Formel zur Einleitung einer Mittheilung. — *Mis Deichis* = so weit ich mich zu besinnen vermag. — *Um ds Deiche* = um eine minime Differenz verschieden. — *Was lait-schi* (läfst sich) *au nit erdeiche ums Geld! hät der Schalfigger g'sait.* — *Der Pfarrer isch gäng d'Stuben ûf un abb g'lüffen* (gelaufen) *un het sîner Gedäichunge g'macht* (meditiert).

Trank: *Tra˜ch*, *Trauch* und, an die erstere Form unmittelbar anlehnend, in Bosco: *trēche,* sonst *treiche*; die *Treichi.* Jemanden *z' T. füeren* = ihn nöthigen, sich zu fügen. *Treichchalb* = Kalb, das künstlich gesäugt wird.

Eistringe, Name eines Dorfes bei Zürich, geschrieben Engstringen, urkundlich Enstelingen.

Frankwyl (urk. Frankwyla) im Bernbiet heifst in der dortigen Gegend *Frauchwyl.*

Aus Uri ist einberichtet „das *Feusi*“ = ein gewisses, besonders fettes und als grofse Delikatesse geschätztes Aelplergericht, sodann überhaupt ein lustiger Schmaus. Da die dortige Mundart in Wirklichkeit kein *eu* besitzt, so lautet das Wort *Feisi;* dieses aber stimmt ganz gut als Deminutivableitung zu dem in den Waldstätten, Glarus und Appenzell bekannten der *Fens* (auch *Fentsch*, *Fensch*, *Fenz*).

Veich wird im „jährlichen Hausrath“ vom J. 1767 unter den gewöhnlichen Produkten der Grafschaft Kyburg aufgezählt. Gemeint ist der Fench, das lat. panicum. Von dieser jetzt in Abgang gekommenen Nutzungspflanze haben manche Oertlichkeiten ihren Namen bekommen, so (um hier von Fällanden bei Zürich abzusehen) *Feichrüti* im Zürchbiet, *Feichrieden* im Aargau. *Mistifeich* heifst eine species des panicum, welche die Nachbarschaft der Düngerhaufen liebt.

Fenster: *Fěster, Fĩ̃ster, Feister*, auch mit dem Anlaute pf, welcher das aus dem Latein. entlehnte Wort kennzeichnet.

Der Grans (s. oben S. 17) heifst in Zug der *Grause*, am Hallwylersee die *Grause*.[1] Auch Maaler schrieb neben „granschen = prora“ „das Graufsle = klein schiffle.“ Es ist leicht möglich, dafs die Benennung eines Hofes am Napf, Ktn. Luzern, „im Graufs“ ebenfalls auf die Bedeutung Schnabel zu beziehen ist. Es wird diese Deutung fast zur Gewifsheit erhoben durch eine Angabe des Jahrzeitbuches von Neudorf, im selben Kanton, v. J. 1486: „Item ein halb juchart lit am suw graus bym bach vffhin.“ Noch mehr. Die selbe Anschauung liegt den schweizerischen, z. Th. schon mhd. Pflanzennamen *Grensel, Grensig* zu Grunde. Ob man dieselben nun von grans ableite, oder, da die nämliche Pflanze auch *Gänserich*, potentilla anserina, Gänsefingerkraut, ahd. gensinc, piè d' occa, bec d' oie, und im Ahd. Gänsekoth grensinc heifsen, unter Annahme der Einschiebung eines r, von Gans — uns berührt hier dieser Zwiespalt nicht, genug, dafs er uns berechtigt unser *Greiserich* = Hahnsporn, panicum crus galli, panic pied de coq, ebenfalls aus dem einen oder andern der beiden Stämme abzuleiten, um so mehr als diese selbe Pflanze in Tirol Grense benannt wird. Mit ziemlicher Sicherheit wage ich schliefslich noch den Versuch, auch das wallis. Verbum *umha greischen* = in fremde Häuser laufen um zu plaudern, von grans abzuleiten, also = seinen Schnabel, seine Nase hineinstecken. Die Simmenthaler gebrauchen nämlich *gra͂se* eben in diesem Sinne. Die *Greische* (weich sh) ist grobe Benennung des Mundes; Einem in die Gr. schlagen = ihn durch Gegenrede zum Schweigen bringen; Einem d' Gr. *anheichen*, oder *darhän*, oder mit Einem *greischen* = einen Wortwechsel mit ihm haben. Lautlich steht dieser Ableitung Nichts entgegen, und auch im Bayrischen wird Grans für das Maul verwendet.[2]

Gespenst: *G'speis̓t* und mit deminutiver Ableitung *G'speis̓ti;* Verbum: *gspeis̓ten;* es *gspeis̓tet*, wenn man im Hause einen unerklärlichen

1) Nicht Grausle, wie Stalder unrichtig abschrieb.
2) Vermuthlich ist das *Gränschi* (mageres Rind) als Spitzmaul aufgefafst.

Knall vernimmt; übergetragen auf wildes Rumoren der Kinder; *umme gspeisten* = zur Schlafenszeit geschäftig im Hause herumfahren.

Das mhd. Substantiv die *glunse* = Feuerfunke geht auf das Vb. glimmen (Ptc. geglummen) zurück. Die historisch richtigere Form ist im bern- und baseldeutschen *Glumse,* Vb. *glumse* enthalten. In den übrigen schweizerischen Mundarten jedoch ist aus der Zwischenform Glunse durch Vokalisierung des n ein Reichtum von Nebenformen ersprossen, welcher sich noch durch den Wechsel von scharfem und weichem Zischlaut und das Eindringen der Pluralform in die Einzahl multipliciert: *Glûſse, Glûse, Glüſse,* (Vw., W., Schaffh.); *Glösa, Glössa* (App. u. d. E.); *Glouſse, Glouse, Glöiſse* (Aa., LG., Z.); dazu noch mit Umstellung der Konsonanten: *Glūsme, Glūseme.*

Hanf: *Hampf, Hāf, Hauf,* mit dem Plural *Häuf. Lüt wie Hauf* = ein dichtes Gedränge; — Leben wie *d' Vögel im Hauf.* — *Im Hauf ersticken* = sich hängen. Auch das gedruckte „Memoriale der Stift Einsiedlen den Zehenden zu Männedorf betreffend. 1770" bedient sich der diphthongisierten Form — ein Beweis, wie fest gewurzelt sie damals war. — *Haufsāme.* Singe *wie 's Vögeli im H.* Auch *Hauft*- und *Haubsōme.* — *Hauflöli* = Einfaltspinsel, eigentlich der Popanz im Hanfacker. — *haufen, haufnen* bedeutet theils den H. ansäen, theils denselben einsammeln; *es haufet si guet* (*übel*) = der H. gedeiht wohl, oder nicht. — Eine Art frühreifer Birnen trägt den Namen *Welschhäufler,* also Hänfler, ohne Zweifel darum, daſs sie ungefähr gleichzeitig mit dem Hanfe reifen.

Ueberreich an sog. Koseformen wie an Begriffsübertragungen ist der Taufname Johannes, was dessen groſse Volkstümlichkeit und Beliebtheit beweist. Uns gehen hier nur diejenigen mit elidiertem e an, in welchen also n und s unmittelbar aufeinander stoſsen. Zunächst Hans mit seinen Ableitungen Hansi und Hansel. In Aargau, Luzern, Bern, Sol. und Schwyz lauten oder lauteten sie (denn die steigende Civilisation rümpft die Nase zu dergleichen volkstümlichen „altväterischen" Namen und Namensformen) *Haus, Hausi, Hauseli, Hausli;* in Luzern betitelt man auch eine robuste, nur zu grober Arbeit taugliche Weibsperson als einen *Hausi* (wie in Zürich ein stark gebautes Frauenzimmer als einen *Hannes*). Appenzell schwankt zwischen den Formen *Hans* und *Häsli.* Im Aargau stoſsen nun auf diese aus „an" entwickelten Formen von Bern (und Wallis) her andere mit dem Diphthong ei. *Heis, Heisi, Heischi, Heiseli* können, was sich aus der bisherigen Untersuchung ergiebt, unmöglich ebenfalls aus *an* entspringen, sondern setzen durchaus ein umgelautetes *Häns* voraus. Wegen dieses schwer begreiflichen Umlautes dürfte die Autorität unserer Theorie in

Gefahr kommen; allein die Wirklichkeit kommt ihr zu gelegener Stunde zu Hülfe: *Häns, Hänes* existieren wenigstens in der Gegend von Aarburg und in Bucheggberg. Nun darf wohl auch *Heischi*, welches in einem Appenzeller Ruggufser (Tobl. 373, a) begegnet, als *Hänsi* gedeutet werden. Nach einem Eigentümer dieses Namens wird auch das *Häisiwyl*, ein Hof des bern. Dorfes Melchnau, getauft sein. Die Werthskala, welche im Volksgefühle über diese verschiedenen Namensformen liegt, entnehmen wir einer landläufigen Anekdote. Der hinkende Bott von Vivis von 1813, Bogen E, S. 4 erzählt von einem Bauer aus dem Oberland: Auf die Frage des Pfarrers nach dem Namen seines zum Taufen angemeldeten Kindes erwiederte der Bauer: „Johannes, Hans, Heiselj; würt's en Hēr, so säg-em Johannes, würt's ä Pūr, so heifst's Hans, und würt's ä Stallchnecht, so säg-ėm geng Heiselj.“ Aber, nicht zufrieden mit diesem Reichtum, hat die Volkssprache noch eine dritte Gruppe von Formen erfunden, indem sie die Neubildung *Haus* zu Grunde legte und durch Umlautung weiter zu *Häus, Häusi, Häusel, Häusli, Häuseli*, und mit Verdichtung des Vokals zu *Hösel* gelangte. Nach einem Manne dieses Namens wird der *Häuselweg* in Niederweningen benannt sein; und da wir schon zweimal den Namen Johannes in appellativer Erweiterung auf das weibliche Geschlecht angewendet gesehen haben, so können wir kaum umhin, einen gleichen Ursprung für die Benennung eines schlampigen Weibes als eines *Häusi* (sächl.) anzunehmen. Es ist ein ungalanter Sprung vom Menschen zum Vierfüfser; allein, da das Volk sich nicht davor gescheut hat, so dürfen auch wir nicht prüde davor umkehren. Es besteht ebenfalls im Aargau in der Sprache der Kinder der Name *Häusel, Häufsi* für den Hund; nun könnte ganz wohl der Hund im einzelnen Hause wie das Pferd den Namen Hans bekommen haben und dieser dann appellativ geworden sein. Dennoch getraue ich mir gegenwärtig nicht, diese Etymologie zu vertheidigen, da ich mich über den Laut nicht genugsam vergewissern konnte, und da auch die Angabe bei Stalder, welcher den Ausdruck aus dem Freienamte kannte, unmöglich sicher zu deuten ist.

Hengst: *Heist.* An diesem Orte läfst sich die wiederholt aufgeworfene Frage wegen des Ortsnamens *Heisch* (am Fufse des Schnabelpasses am Albis) nicht todt schweigen, obwohl ich mich nicht anheischig machen kann, sie zu lösen, vielmehr glaube, eine zwingende Lösung sei überhaupt kaum möglich. Die Etymologie der Namen leidet an zwei verzweifelten Schwierigkeiten: auf der einen Seite ist es der Volksmund, welcher hier, alle Fesseln des Gesetzes sprengend, oft die wunderlichsten Sprünge macht; anderseits ist der Inhalt der schriftlichen Urkunden, bei welchen der Etymologe vornehmlich angewiesen

ist sein Heil zu suchen, derart, dafs in hundert und aber hundert Fällen die Identität zwischen dem betreffenden Gegenstande und den alten Namen eine blofs willkürliche Voraussetzung ist. H. Meier bezieht nun die urkundlichen Formen Heinsca, Heinsche, Heiisch auf unser Heisch und deutet den Namen gleich Heimisch; die Form Hentsch aus der Mitte des 15. Jahrhunderts könnte am Ende aus Heinsch zusammengeprefst sein, einfacher aber wäre, sie mit Hengst zu identifizieren.[1] Entschieden Hengst betitelt die Murer'sche Karte in der Mitte des darauf folgenden Jahrhunderts den Ort. Die Verfechter dieser Ansicht deuten den Namen auf das Wirthshausschild zum Weifsen Rofs, welches an diesem alten Bergpasse ohne Zweifel von Altem her und jedenfalls kürzlich noch existierte. Unter den mehr als 200 Ortsnamen, welche Jähns, (Rofs und Reiter I, S. 204—8) von Hengst und dessen Nebenformen herleiten möchte, giebt es ein Dorf Heist, Heest in Holstein, Hengsten im Kreise Lennep.[2] Die Formen, welche von da ab folgen (Heyst auf der Gyger'schen Karte in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts) lassen sich mit der selben Leichtigkeit aus Heimisch wie aus Hengst ableiten.

In *Eppĕriheis̆t*, welches ein Gericht aus Erdbeeren mit Milch bezeichnet, steckt unser Wort ebenfalls.

Unter den vielen anderen Begriffsübertragungen, welche der Name Hengst erfahren (s. deutsch. Wtb.), gehört auch (ähnlich derjenigen auf den Hirschkäfer: Maihengst) die auf die grofse Waldameise. Die Volkssprache hat aber so emsig gespielt mit dem Worte, dafs es kaum mehr kenntlich wäre, hätte nicht an einigen wenigen Orten sich die Grundform *Waldhengst* rein erhalten. Sonst lautet es *Wulhengst, Wul-, Wŏl-, Wăl-, Waldheist,* auch mit Aufgeben des richtigen Genus: die *Wăleiste.*

Henken: *heiche, heihe. Ds Mûl inhin heichen* = sich unberufen ins Gespräch mischen. Mit der Redensart: *Es găt nit z' Heichen* wird der Zaghafte ermuntert. — Das *B'heich* = Gehänge, Schmuck. — Die *Heichi* = Einrichtung zum Aufhängen der Wäsche u. s. w.; das Aufgehängte selbst: *e schöni H. Fleisch im Spîcher; e tolli H. Lîng'wand.* — *Heichel* = Henkel der Tragbutte. *Nu, so sy's erheicht!* Ausruf der Verwunderung. — Es ist nicht unmöglich, dafs man sich in Bünden den Hitznebel, Höhrauch, als Gehenk vorstellt; aber jedenfalls gieng der dortige Ausdruck das *G'heich* ursprünglich aus von dem

1) In einem Unterw. Mscr. der comoedia de conversione S. Beati ist der Pferdename ähnlich geschrieben: henst.

2) Dafs Hengist auch ein altd. Personenname war, ist überflüssig, hier beizuziehen.

allgemeiner üblichen *G'hei,* dessen Stamm mit dem gr. *καίω* verwandt ist.

Stalder bekam von Guggisberg einberichtet *joufsen, jouzen* im Sinne von wehklagen. *Jaufsen* (*jaüfsen*) spricht man noch im Wallis. Diese Formen lassen sich nicht trennen von dem weiter verbreiteten *jausle* und umgelautet *jäusle*, wie auch zu jener einfachern Bildung eine Umlautsform (in Wall. Aussprache *jeifsen*) besteht. Zu dem Ursprung der ganzen Sippe führt uns die ebenfalls existierende Grundform *jamslen;* er wird wohl, allerdings mit Verkürzung des Stammvokals, in *Jâmer* zu suchen sein. Aehnliche Bedeutung hat das B. oberländ. Neutrum *Gjaux*, beruht aber auf dem Verbum *janxen* = mit ängstlicher Sorge Etwas betreiben.

Jens bei Bürglen, Bez. Nidau, lautet im Volksmund *Jeis; Jeufs*, ungefähr in der selben Nachbarschaft, ist das französische Jentes.

Das Lateinwort gentiana hat bei der Aufnahme in die Volkssprache zweierlei Behandlung erfahren, indem das g entweder, was namentlich romanischen Wörtern leicht begegnet,[1] zu j erweicht wurde (*Jenzene, Jense*), oder noch weiter im folgenden Vokale ganz untergieng[2] (*Enzene, Enze* u. s. w.). Der aus dieser Pflanze gewonnene Branntwein heifst *Jenzener, Enzele, Enzni, Jenzer, Jenser* und *Je͂ssener, Jeisener.*[3]

Es wurde oben S. 18 der Beweis versprochen, dafs in dem gedehnten ā der Verbalform *chāst* das vokalisierte n stecken könne; derselbe kann nun an dieser Stelle beigebracht werden mit den Formen *chaust, chausch,* welche auch umgelautet vorkommen.

Das alemann.-schwäb. *Känsterli* = Küchenschrank, kann lauten *Cheisterli;* in Basel ist jenes die städtische, dieses die ländliche Aussprache.

Knauslen, knauschlen = wohlbehaglich, zugleich aber auch in einer für die Umgebung widerlichen Art hörbar essen, namentlich Obst, könnte man leicht auf das oberdeutsche knauen = zerstampfen, zermalmen, zurückführen, oder auch auf das nur mehr nd. knauen = nagen. Allein es besteht als Synonym der obigen Wörter ein schwyzer. *knamsen,* aus welchem jene mindestens eben so leicht sich entwickeln lassen; ja, die Schwierigkeit, die Vergröberung des s in

1) Vgl. oben S. 32; und hinwieder Mennig, ahd. minig aus lat. minium; auch innerhalb des Romanischen selbst: lat. adagium neben dem Verbum ajo (?).

2) Vgl. Wackernagel bei Binding I, 343 f.

3) Unerklärlich ist mir der Vokal äu resp. au in dem Bündnerischen *Jäuse* = gentiana centaurium. Doch, angenommen, es seien die betreffenden Aufzeichnungen naturgetreu und zuverlässig — diese einzige Ausnahme vermag nichts gegen unser festgestütztes Gesetz.

chnauschle zu begründen, fällt bei der letzteren Etymologie weg. Ob das nidwald. *chnautsche, chnäutsche* (anderwärts verdichtet zu *chnötsche*) = stark kauen, noch weiter vergröbert, oder ob es denn doch als eigentliches knauwizen (?) zu dem genannten knauen zu halten sei, lasse ich unerörtert.

Krank: *chräch, chrauch* z. B. *chrauche Wy* = schwacher Wein; *chrauchs Garn* = leicht zerreifsbares Garn. — *chrauchig, chrauhig* = zerbrechlich, schwach, in Obw. *chreich* = feig und dazu das Verb. *chrauche.*

Das emmenthal. *chleiche* = jammernd klagen, stimmt phonetisch und etymologisch zusammen mit dem wallis. *chleichen:* beides ist *klenken* (eine Ableitung von Klang), die Glocke Schlag für Schlag läuten, hier als Ankündigung des bald beginnenden Gottesdienstes, oder der Elevatio in der Messe, oder dafür, dafs eben ein Kranker „verwahrt“ werde, oder als Zeichen für die Bedienung des kirchlichen Festgeschützes, oder als Grabgeläute für eine Kinderleiche; dort als Zeichen einer Feuersbrunst oder zum Beginn der Eichelernte u. dgl. Etwa verallgemeinert: läuten, klingeln, ein hörbares Zeichen geben überhaupt. *Tüet iez z'sämme chl.!* sagt die Mutter zu den Kindern, indem sie die Schüssel auf den Tisch stellt. Von dem einförmigen Tönen der Glocke wird das Bild entlehnt für langweiliges, weibisches Gejammer. In obscöner Anwendung: *Si händ-em unzytig g'chlenkt* = matrimonium consummatum ante ratum.

Lause bei Liestal soll vormals Lansen geheifsen haben.

Den Ortsnamen Lens bei Sitten verdeutschen die Oberwalliser mit *Leis.*[1] Leus nennt ihn das Eydgen. Lex. von Leu; allein, da *eu* in der dortigen Mundart nicht möglich ist, so ist diese Form als eine unstatthafte Rekonstruktion aus Leis zu taxieren.

Für das Dorf *Leifsingen* am Thunersee geben R. Wyfs und A. Jahn auch den Namen *Leensingen* an; jenes wäre also die sekundäre Form. Die älteren, urkundlichen Namen übrigens stimmen nicht zu dieser Angabe.

Mäuschelen = ohne Appetit, blofs zum Schein essen, welches Stalder anführt, ist nicht auf *mausen* zurückzuführen, sondern schliefst sich einfach als Verkleinerungsform an (*mausche*),[2] *mautschle* = mit sinnlichem Behagen kauen, begierig essen; dieses die Nebenform zu

1) Wüfsten sie etwa aus Gatschet, Ortsetym. F. 1, 82, dafs derselbe von der Linsenkultur herrührt, so würden sie wol Lîs daraus machen.

2) Ob Bündner *mausche* = naschen, das gleiche Wort oder die Nebenform zu mausen sei, lasse ich dahingestellt.

manschen, mangschen, mantschen, ein Wort, das auch in Deutschland sehr verbreitet ist, von Weigand auf „mengen," von Stalder auf franz. manger oder ital. mangiare zurückgeführt wird.

Ich stehe nicht an, *rausle, raufsle* = habgierig zusammenraffen, fremde Früchte diebischer Weise sammeln, der *Rausli* = Nimmersatt — als ramslen zu fassen und aus dem franz. ramasser herzuleiten, wie das bair. ramsen, ramschen. Dafs amplifizierend *rausle* und *ramisiere* verbunden auftreten, spricht nicht gegen diese Ableitung; es ist ja bekannt, dafs auch die französische und englische Sprache von derlei Doppelformen von Lehnwörtern, welche in verschiedenen Perioden in den Wortvorrath aufgenommen wurden, wimmeln.

Das auf S. 17 angeführte Ranft tritt noch auf in den Formen *Ra˜ft, Rauft, Rauf* und umgelautet *Räuft.* *„Im Rauft,"* *Rauftmatte, Rauftwald* u. dgl. bezeichnen mehrere Oertlichkeiten im Berner Oberlande; *nes Rüftli Brod* spricht man daselbst, wobei das trübe *ü* den Werth von gemein-allemann. *äu* deckt. Der Schnee heifst *g'raupft,* in Glarus *g'rāftet,* wenn er eine Kruste hat, d. h. blofs an der Oberfläche gefroren ist.

Ein abstraktes Substantiv Ränki, Renki ist vorauszusetzen für den bern. Ausdruck *d'Raihi wēre,* d. i. ein verrenktes Glied durch Reibung oder Besprechung heilen. Es ist eine Ableitung von *Rank* (S. 18), wie *entränken,* welches wir in dem Segen gegen Verstauchung erkennen: „Als Jesus Christus gieng über die Haid, Fiel er um auf einen Stein Und entraichte sich die Hand" usw.

Während in dem saan. Adj. *säft* (*sjēft*) (s. oben S. 17) = süfs, der Umlaut sich an die Grundform sanft hält, findet derjenige des freiburg. *säuft* = fade, seine Erklärung nur durch die vorangegangene Umwandlung *sauft.* Ueblicher noch und weiter verbreitet ist das Adverb., besonders beliebt in der Bedeutung, welche samfte schon im Nibelungenlied hat und seither in vielen deutschen Mundarten, auch in der nord. Form sachte, saz, nämlich = ohne Schwierigkeit. *Sauft lēren* = mit leichter Mühe auswendig lernen. Etwas *sauft, säuft*[1] thun können oder dürfen. *Es ist s. müglich.* *Sauft nu!* (= noch) und *Ja säuft!* sind urnerische Bestätigungsformeln; *de* (denn) *nu* (noch) *völlig sauft!* eine solche der Muotathaler, derentwegen sie gehänselt werden. Häufig vor Zahl- und Mafsbestimmungen: *s. es Pfund* = wohl, wenigstens ein Pf. Was mit der geringeren Mühe geht, sollte billiger und schicklicher Weise auch geschehen. Daher nachdem es

1) Der Umlaut hat sich ungehöriger Weise auch ins Adverb herüber verpflanzt.

lange genug geregnet hat, *„es chan iez de* (dann) *s. umhi eis* (wiederum einmal) *schonen.“ — Es hätte ihm's s. gethan ums Haus herumzugehen* (anstatt hinter dem Tische zu sitzen) — sagt Gotthelf; der Sinn ist: er hätte besser daran gethan.

Schenken: *scheiche, scheihe.*

Schwank, schwingende Bewegung: *Schwauch.*

Gaffē wie Milchschwouch = Kaffeebrühe, welche aussieht wie das Wasser, mit dem ein Milchgefäfs ausgewaschen, geschwenkt worden. *Der Wagen trōled* (läuft) *ungären* (ungern, schwer), *d'Reder heind z'wenig Schwouch.*

Schwenken: *schweiche, schweihe;* im Gange vor Schwäche *völlig schweiche; schweichig, schweihig* = steil, abhängig.

Ohne den Ausdruck etymologisch klar legen zu können, zähle ich das Steigerungsadverb *b'seicht* auf, welches auch in der Form *b'senkt* als Adj. = stark, kräftig, vorkommt.

Der Name eines Flusses im Kanton Freiburg, die Sense, frz. Singine, wird auch *Seisa* gesprochen.

Speis, d. i. Spins, Weiler bei Aarberg.

Gestank: *G'stauch.*

Wank: *ekei Wouch tue* = nicht die geringste Bewegung machen *Wauch lā* = nach grofsem Widerstande schliefslich nachlassen; *willweichig, wîlweihig* = wankelmüthig.

wauste, wausche, weuschle, und mit Verdichtung des Diphthongs *wōschle,* bedeutet heifshungrig essen, eigentlich in den *Waust,* d. i. Wanst einpacken, unverständlich reden; *wausche* heifst aber auch: Etwas unschön zusammenfassen, so dafs ein *Wausch, Waust*, ein bauchiger Wisch, entsteht.

Wenslingen und Wenswyl (in Baselland) lauten *Weislige, Weiswîl.*

Lassen wir unsern Ebel das Alphabet schliefsen. In einem ziemlich reichen handschriftlichen Verzeichnisse schweizerischer Ausdrücke, das er sich, leider ohne Ortsangaben, anlegte, finde ich das Wort *zeislen* = locken. Obwohl dasselbe nur in einem vom Abschreiber arg mifshandelten Exemplare vorhanden ist und ich keine direkte Bestätigung des Vorkommens jenes Idiotism erlangen konnte aufser die simmenth. Form *ze͂se,* zweifle ich nicht an seiner Richtigkeit, da es sich in jeder Beziehung zu unserem *zänsle,*[1] *zänzle, zänze,* = locken, reizen, foppen, eine s- und z-Ableitung von zenjan, zannen = provocare schickt.

1) „Ich möchte alle meine Freunde ins Wiesenthal hineinzenseln,“ schreibt J. P. Hebel.

Damit wäre nun — noch nicht die Zahl der einschlägigen Beispiele — wohl aber die Charakteristik der durch unser Lautgesetz hervorgerufenen Erscheinungen erschöpft, sofern wir uns an einer oberflächlichen Bezeichnung der Laute, wie sie gänge und gäb ist und zur Befriedigung des allgemeineren Interesses ausreicht, genügen lassen; einer Bezeichnung, welche den Laut ungefähr andeutet, in der Weise, in welcher die modernen Schriftsprachen ebenfalls verschiedene Klangnüancen unter ein und den selben Buchstaben zu subsumieren pflegen. Freilich mufs man dann die überraschenden Sprünge, welche die Sprache in ihren Lautveränderungen zu machen scheint, mit in den Kauf nehmen und vor ungelösten Räthseln stehen bleiben. Diese pflegen sich in dem Grade aufzuhellen als man sich bemüht und es gelingt, den Mittelgliedern, welche die Uebergänge zwischen ursprünglichem und späterem Lautstande ausfüllen, nachzugehen. Lassen wir uns daher die Mühe nicht verdriefsen, die ganze Reihe der Vokale nochmals genauer zu prüfen. Führt uns dieser Weg auch nicht zu vollständigem Verständnisse des Vorgangs, so ist uns vielleicht ein späterer, glücklicherer Forscher dankbar für die genaue Ueberlieferung von Thatsachen und zuverlässigem Material aus einer Zeit, da unmittelbare Anschauung noch möglich war; und jedenfalls bereichern wir unsere Kenntnifs der Mundart durch manche an und für sich merkwürdige Entdeckung und gewinnen Kriterien zur Handhabung der Etymologie.

Diese letzterwähnte Aussicht ist es, welche mich bewegt, die folgende Untersuchung anstatt nach den Lauten vielmehr nach den geographischen Kreisen zu ordnen. Wir lernen auf diese Weise gleichsam die Tragweite und die Tragkraft der einzelnen Mundarten ermessen und werden in den Stand gesetzt, über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit gewisser Etymologieen ein sicheres Urtheil zu fällen. Indem ich diese Kreise mit den bekannten Namen von Kantonen betitle, mufs ich bitten, dafs man dieselben nicht urgiere. Es darf wohl behauptet werden, dafs ein jeder der bestehenden Kantone in seiner vorwiegenden Masse eine besondere, gegen die Nachbaren sich abhebende Mundart repräsentiere, nur darf nicht aus dem Auge gelassen werden, dafs die Grenzstriche nicht dem reinen Charakter treu bleiben und dafs ganze kleinere Gebietstheile einer andern Mundart zuzuzählen sind.

Dies vorausgesetzt, beginne ich mit dem **Aargau.** Gleich hier bietet sich uns eine äufserst eigentümliche, dem Ausländer fast unbegreifliche Erscheinung dar; aber ich mufs vorausschicken, dafs die ehemalige Grafschaft Baden und, wenn ich recht berichtet bin, die Freien Aemter keinen Theil daran haben. Es ist eine Thatsache, die ich verbürgen darf, dafs im eigentlichen Aargau der Diphthong *ei* in 3, der Diph-

thong *au* genau genommen sogar in 4 strikte von einander geschiedenen und vom Sprachinstinkt mit wunderbarer Konsequenz ausgefüllten Nüancen vorkommt. Was den Umlaut *eu* betrifft, so hat es bei der uns schon bekannten Zweitheilung sein Verbleiben, da schon diese von Zunge und Ohr überall schwer genug festgehalten wird. Ich kann mich nicht anheischig machen, diese verschiedenen Töne zu veranschaulichen, und verzichte auch darauf, sie durch verschiedene Schriftzeichen zu unterscheiden. Es genügt ja für unseren vorliegenden Zweck, Folgendes zu konstatieren. *Hauf* und alle aus anf hervorgegangenen *au* tönen anders als in 1) blau, 2) bauen, 3) laufen, welche hinwieder unter sich abstechen, was erstaunlich genau zusammentrifft mit der ungleichen Abstammung dieses Diphthongs. *Au* aus *ans* reimt meistentheils mit *Hauf*, doch in einigen Beispielen stimmt es mit bauen. „Uns" schlägt sonderbarerweise in den Vokal von „laufen" um, sein Umlaut dagegen, wie gemeinhin, in denjenigen von „bauen" (öi), so dafs die vokalisierten Formen für „Gunst" und „günstig" nicht in Harmonie miteinander stehen. Wie die Vokale in „*Hauf*" und „laufen," so vermag der Aargauer auch diejenigen in „*Pfeister*" (Fenster) und „Bein" zu unterscheiden. Es leuchtet ein, dafs dieser Farbenreichtum, welcher wol einzig in seiner Art dasteht, für etymologische Bestimmungen ein eben so bequemer als zuverlässiger Führer ist. Als vereinzelte Sonderbarkeiten, z. Th. Nüsse, welche noch des Knackers harren, mögen signalisiert werden: *Trēchgeld*, *Trēchle* neben dem regelrechten *Tréichle;* in Baden das aus einer ältern Lautstufe stabil verbliebene und seinem Ursprung nach nicht mehr gefühlte *Nīffele* statt Eifele (Infel). Das frickthal. *Pfäster* neben *Pfeister* des übrigen Kantons findet seinen Anhalt im benachbarten Basel-Land.

Appenzell hat die Eigentümlichkeit, dafs es *ans*, *ens* in einem oder zwei Beispielen in *au*, *ei* neben oder statt *ā* und *ē* ausweichen läfst. Fenster wird sogar in 3 Formen gehört: *Fēns̓ter*, *Fēs̓ter* und *Feis̓ter*. Wenn *bräsele* = angebrannt riechen, wie aus Tobler zu schliefsen ist, einen andern Laut enthält, so ist von der Deutung auf brenn-s-elen abzusehen und vielmehr wie *häfig* unmittelbar an Häf anschliefst, zunächst ein Zeitwort (*brāselen*), abgeleitet von „brann" oder „Brand," vorauszusetzen. Jener Laut *ē* versieht übrigens noch andere Funktionen: aufser *ēn* vertritt er auch echtes *ei* vor n (und vor l) z. B. *enn*, *ēni*, *ēs* = die 3 Geschlechter des Zahlwortes; ferner unsere unorganische Dehnung von ı, was sich leicht dadurch erklärt, dafs ı an und für sich den unreinen Laut ĭ trägt, d. h. in der Mitte zwischen i und e steht. So erwächst, was bei der früheren Aufzählung gespart wurde, die Form du *nēst* neben der volleren *nimmst* (in Bün-

den mit Erinnerung an das ursprüngliche m: *nünnst*) aus nimmst. Hinwieder entsteht Latitüde: *Bēseli* (Fahne vom Gänsekiel u. dgl.) kann eben so wohl aus Binsel als aus der Form *Bënsel* entsprungen sein. Aus *un*, *ün* wird, wie gesagt, im Allgemeinen ō, ȫ,[1] doch kommen auch vereinzelte ū und ǖ vor. Jene erstere Angabe ist dahin zu spezifizieren, dafs es im Kurzenberg nicht der reine Laut, sondern das nach *a* hinüberspielende ȍ, ȫ̀ ist.

Basel. Aus B.-Stadt entbehren wir leider direkter Angaben; so viel man aber der dortigen mundartlichen Litteratur absehen kann, scheint die städtische Bildung das fragliche Lautspiel gänzlich abgestreift zu haben[2] und sich der unveränderten Grundformen zu befleifsen. B.-Land zeigt, so viel sich aus schriftlichen Mittheilungen entnehmen läfst, die selbe Einfachheit und Regelmäfsigkeit in den durch Vokalisation des n entstandenen Lauten wie Solothurn und Zürich und lässt wie diese die Verbindung *nk* eher intakt. Eigentümlich ist einigen Bezirken die Aussprache „*æ*“ statt „*ei*“ aus „*en*, *än*“ z. B. *Pfäster, Chästerli.*

Aus dem **Bernbiet** wissen wir bereits, dafs die Simmenthaler Mundart ein ganz eigentümliches Verfahren beobachtet; von Diphthongisierung in keinem Falle eine Spur; überhaupt kann hier nicht die Rede sein von Vokalisierung des n in der Weise, wie sie bei den übrigen Alemannen sich vollzogen hat, sondern es begnügt sich der Simmenthaler damit, den vorausgehenden Vokal, der hierbei (vgl. Appenzell) ebenfalls als unreiner Laut zum Vorschein kommt, in der Weise der französisch sprechenden Grenznachbaren zu nasalieren; also *sa˜ft, Ga˜s, A˜che* (Anken); *sje˜ft* (sänftig), *Pfe˜ster; fe˜ster, fi˜ster* (finster), *Tre˜chle, sche˜che*, es *ste˜cht, stï˜cht* (stinkt); *Rü˜s* (Runse), *dü˜chel; fü˜f, wü˜se* (wünschen). Wenn ferner für *au* und *äu* sowohl im Simmenthal als im übrigen Oberland ō, ȫ eintreten, so beschlägt dieser Lautwechsel nicht blofs den durch Vokalisierung des n entstandenen Diphthong; gleichwohl dürfen wir Notiz davon nehmen, dafs auf die-

1) Wenn aus lat. monstrum hier das *mōster*, *Gmös̒ter* wird, so dürfen wir also eine Uebergangsstufe mit u annehmen, und die oben S. 35/36 aufgestellte Behauptung bleibt bestehen. — *Gspös̒t* (Gespenst) (Tobl. 213. b) neben dem regelrechten *Gspēs̒t* ist ein ganz meisterlosiger Seitensprung nach einer supponierten Grundform Gespünst.

2) Einst sprach man auch dort, wie bei den übrigen Alemannen. So z. B. Basel im 14. Jhdt. S. 63, 20 *zisen*. Zum J. 1560 verzeichnet D. Ryff „ein glast ahm himmel, dafs man gemeindt, es sye ein broust.“ „Ifsbruck.“ Ungefähr zu der selben Zeit schrieb der Basl. Carthäuser in seiner Chronik „vernufft“ (Vernunft) u. dgl.

sem Wege Formen wie *Schwō* für Schwank, *Schwauch*, *Schwouch*, *chröhe* für ränken, d. i. den Rank (s. S. 18) gewinnen, entstehen. Aus denjenigen Kantonstheilen, welche sich dieser Verdichtung enthalten, mag bemerkt werden, dafs der aus *a* + *n* entstandene Diphthong akkurat so zugespitzt lautet wie der ursprüngliche Diphthong, nämlich *ou*, also nicht etwa, dafs die Erinnerung an den Ursprung des jüngern Doppellautes sich in der Aussprache auszuprägen vermöchte. Ebenfalls ist bereits oben der eigentümlichen Lage Erwähnung geschehen, in welcher sich das Unterland mit seiner Verschmelzung der zwei verschiedenen *ei* in eine und die selbe Aussprache befand, und dafs *än* (*en*) einen dem bernischen Organe sonst ganz antipathischen Diphthong getrieben hat, so dafs sich nun *treiche* (trinken) von *träiche* (tränken) deutlich unterscheidbar abhebt. Der Haslithaler dagegen meint mit *treiche* (éi) das selbe, was das emmenthal. *träiche* (s. o. S. 28); wir können uns das Verhältnifs veranschaulichen durch die Gleichung haslithal. ī : éi = emmenth. éi : äi. *Si* (die von einem ungeschickten Bewerber ins Wirthshaus geführten Mädchen) *trīchen de Wīn u lachen i ds Glas U teichen* (denken): *Ewettege* (welch ein) *Narr ist das!* Noch mag, obwohl es nicht unser Lautgesetz speziell betrifft, bemerkt sein, dafs das Oberland pflegt die *au* und *eu* zu *ů* und *ů̈* zu verdichten, indem nur der zweite Bestandtheil des Diphthongs übrig bleibt, in der Trübung desselben aber der erste die Spur seines vormaligen Daseins zurückgelassen hat. Diese Erinnerung ist nicht überflüssig, da man sich sonst durch ungeschickt geschriebene Mittheilungen leicht irre führen läfst. Schliefslich verdient Erwähnung, dafs Bern und Bünden der Boden sind, auf welchem die Vokalisation des n am ebenmäfsigsten durchgeführt ist, indem dort namentlich die von den anderen Mundarten mehr unangetastet gelassene Gruppe nk (nch) wohl ohne Ausnahme umgewandelt wird.

Freiburg Unterland und Oberland schliefsen sich an die entsprechenden Theile des Nachbarkantons Bern an.

Glarus. Auch hier die Dehnungen ī, ū und ǖ in unreiner Färbung und in Folge davon Zusammentreffen von „*in*“ und „*en*“ in *ē* (*ī̆*). Nur das Pronomen „uns“ sondert sich nach Winteler ab, indem es reinen Vokal zeigt (*ǖs*) und denselben theilweise verkürzt (*üsere* neben *ǖsere*). Winteler, Ker. Mund. S. 123. 104. 120. Dafs die 2. Pers. Sg. des Zeitwortes können sich an die Umwandlung von u + n anschliefst (du *chūst*), fällt nicht auf Rechnung von *n* vor Spirans, indem schon die erste Person den Vokal *a* preisgegeben hat nach der Analogie von *gū*, *lū* für mhd. gān, lān. Sonst wird *a* + *n* zu ā, z. B. *Hāf*, *g'rāftet*, doch vor *s* auf Kerenzen zu trübem *u* (*Tūſse*). Eine schwer erklärliche

Einzelheit stellt der Ortsname *Wîchel* dar, indem einerseits die Versuchung, ihn aus Winkel zu deuten, so sehr nahe liegt, anderseits aber die Thatsache durchaus entgegensteht, dafs die Glarner Mundart die Verbindung nch (nk) gar nicht kennt, sondern durch Ausweichen in ngg die Vokalisation des n vor Guttural von vornherein abschneidet. Ob es ein rhäto-romanisches Erbstück ist?

In **Graubünden** gilt im Allgemeinen *ā*, *ei*; *ī*, *ū*, *ǖ*. In diese einfache Regel bringt das oben S. 43 erwähnte *Jäuse* einen unlöslichen Mifston. *Tause* dürfte aus der nördlichen Schweiz importiert sein; doch kommt vereinzelt auch die Form *Auche* (z. B. in Churwalden) für *Āche* vor. Räthselhaft ist noch die Aussprache *verdaucht* (s. oben S. 38) in Vals, da dort sonst *ā* gilt; doch ist die Etymologie dieses Wortes an und für sich nicht liquid. Um *en* (*än*) streiten sich *ē* und *ei*, und zwar scheint der etymologische Instinkt die Entscheidung zu bedingen; während *heichen* unmittelbar von „henken" aus entsteht, basiert *Bēche* (Bänke) auf dem bereits entnasalierten Singular *Bāch*, *chrēche* auf dem Adjektiv *chrāch* (krank); freilich sprechen die Obersaxer auch *dēche* (denken), *in Dēch hä* (im Gedächtnifs behalten), als lägen Formen mit *ā* zu Grunde.

Luzern s. o. S. 34.

St. Gallen ist bekanntlich ein erst in der Neuzeit aus heterogenen Bestandtheilen zusammengekitteter Kanton,[1] weshalb hier am allerwenigsten eine einheitliche Mundart gesucht werden darf. Uebrigens schliefsen sich die alte Landschaft und das Rheinthal in Betreff der unreinen Dehnungen von i, u, ü an Appenzell an; das Rheinthal aufserdem noch in der prononcierten Nasalierung, an welcher dann noch ferner die angrenzenden Bündner (sogen. Herrschaft) Theil nehmen. Amden, das noch viele Anklänge an das vor ihm liegende Glarus zeigt, hat die Eigentümlichkeit, dafs sein vokalisiertes „an" fast wie o lautet; um so weniger kann uns hier die Form du *chōst* = kannst, befremden, deren Seitenstück uns schon in Glarus begegnet ist. Diese Verdumpfung tritt übrigens vor n überhaupt ein, gleichviel ob noch eine Spirans folge oder nicht, und bleibt auch, nachdem das n apokopiert worden ist.[2]

Schaffhausen (wie überhaupt der Nordosten der Schweiz) hat zwar die Diphthongisierung von ī, ū, ǖ im Auslaut mit wenigen Aus-

1) Vgl. Dierauer, die Entstehung des Kantons St. Gallen. Neujahrsblatt der hist. Ges. d. Ktns. St. Gall. 1870.

2) So lautet in jener Mundart der Dativ (indem er nämlich die Präposition zu Hülfe nimmt) om Vatter, o-der Mueter; nach dieser Bemerkung ist nun

nahmen acceptiert; für die erst durch den Einfluſs eines n entstandenen Längen dagegen hält es am einfachen Vokale fest. Für *an* verbleibt es ebenfalls bei einfachem ā. An Schaffhausen schlieſst sich ein Theil des Kantons Zürich an. In Stein halten der politische Verband (mit Schaffhausen) und der geographische (mit Thurgau) einander die Wage. Innerhalb des Kantons selber bestehen Differenzen, indem z. B. Schleitheim nasaliert, die Stadt nicht. Die unreine Dehnung bin ich in den Stand gesetzt, wenigstens für — *üns* — zu behaupten, das zu jenem schon erwähnten ō̄ā̄ wird.

Schwyz wie überhaupt die drei Länder sammt Zug und Wallis verhält sich auſserordentlich einfach, koncinn und durchsichtig. Nur darf man sich für jene 3 Kantone, welche den Laut ü verbannt haben (Uri, Unterw. und W.), nicht durch die verschiedenen Formen, welche der Diphthong *au* namentlich in schriftlichen Mittheilungsversuchen annimmt, irren lassen: *ai*, *oi* und wie die Schreibungen alle sind, vertritt dort das gemeindeutsche *au*; gemeines *eu* aber lautet dort *ei*, so daſs der Vokal von „Bäum" (Bäume) und von „Bein" nicht unterschieden wird. In Wallis glaube ich zuverlässige Spuren zu haben, daſs aus *in* ein unreines ī erwächst, ähnlich wie in App. und Gl.

Solothurn zeigt durchweg den Diphthong mit Ausnahme der Worte *Uschlett* (Unschlitt) und *üs* (uns) — jenes ein Wort von dunkler Etymologie, dieses ein Pronomen.

Thurgau verhält sich wie Schaffh., nur daſs die eine Hälfte des Kantons *an* nach zürcherischer Weise in *au* umwandelt.

Die Mundart dieses letzteren Kantons, deren hauptsächlicher Vorzug in Regelmäſsigkeit und Durchsichtigkeit der Lautverhältnisse und engem Anschluſs an die mhd. Tradition besteht, bleibt auch auf dem hier behandelten Gebiete dem Charakter der Einfachheit und Gesetzmäſsigkeit treu; nur läſst sie die Verbindung *nk* eher intakt; alle betreffenden Vokale diphthongisiert sie.

Was die konsequente Durchführung unseres Lautgesetzes betrifft, so lassen sich zwei mundartliche Gruppen einander gegenüber stellen mit Beziehung auf die Spirans ch. Während Bern, Freiburg und Wallis, die sogen. burgundisch-alemannischen Kantone, sammt dem von ihnen sprachlich beeinfluſsten Bünden jede Gelegenheit eifrig benutzen, um n vor ch zu vokalisieren, verhalten sich die übrigen Kantone augenfällig ziemlich kühl in diesem Punkte, abgesehen davon, daſs es Mundarten giebt, für welche eine Lautverbindung nch nur gar nicht existiert.

auch der sonderbare Wechsel des Vokallautes in der Konjugation *I gō* (für *gān* d. i. gehe) du *gāst*, er *gāt*, mer *gond* u. s. w. nicht mehr befremdlich.

Die genauere Erwägung der Lautverhältnisse in den einzelnen Mundarten mag manchem Einwande gegen die Folgerichtigkeit des hier besprochenen Lautgesetzes die Spitze gebrochen haben. Dennoch will ich bekennen, dass einige Fälle übrig bleiben, welche eine Bresche in diese Gesetzmäſsigkeit zu machen scheinen. Es giebt im Bernbiet einen Ort Amsoldingen, älter und richtiger Ansoltingen (Gatschet I, 97), d. i. Niederlassung des Answalt oder Oswald. Obwohl nun dort der Ansbaum mit regelrechter Vokalwandlung Ausbaum lautet, spricht man für den Ortsnamen Asoldinge.[1] Woher die Abweichung in diesem einzelnen Fall? Daher, daſs dem Sprachgefühle des Volkes die Struktur des Wortes abhanden gekommen; es verbindet offenbar die Laute ans- nicht mehr unmittelbar mit einander; es denkt sich das *an* vielleicht als Präposition. — Und eben dieser Mannesname Answalt! Wie kommen wir dazu, denselben in *Ōsi, Ŏ̄si, Ōsli, Ŏ̄sli* umzutaufen, da doch das Grundwort noch nicht unter uns erstorben ist? Aber erstorben ist das Bewuſstsein von einem Zusammenhang zwischen Ans (= der Balke) und dem Eigennamen; und diesen haben wir nur gar nicht auf unserem Eigenen gezogen, sondern mit dem übrigen Deutschland fertig in der Form Oswald von den Sachsen angenommen.[2]

Das deutsche Pinsel haben wir Alemannen in der Form *Bĕnsel* (u. s. w.), welches Beisel (aber Nichts andres) werden könnte. Nun zweifle ich nicht, daſs das wallisische *Bīsel,* obwohl es eine Bürste aus Heidekraut bedeutet, das selbe Wort sei. Ich habe aber Spuren, daſs auch die Form Binsel schweizerisch sei, obwohl seltener. — Das selbe Wort vexiert uns noch einmal am anderen Ende unseres Landes: in Appenzell versteht man unter *Pŏ̄sil, Bösel* die Fahne einer Kielfeder und die Wollgarnquaste der durchs Rohr geblasenen Nadel, aber auch, wie in St. Gallen, „Pinsel.“ Nun sollte man in jener Gegend „Bēsel“ erwarten; das *ö* erklärt sich aber durch Annahme einer in der Wirklichkeit gar nicht seltenen Vertauschung von i mit ü.

Im Zürichbiet und Aargau lautet es nicht *tréiſse,* sondern *tröiſse,* und auch das Schaffhaus. *trŏ̄ſse, trö˘ſse* kann nicht unmittelbar aus trinsen erwachsen sein. Die gleiche Schwierigkeit wiederholt sich bei dem Personalpronomen *ǖs, īs, īsch, ōs, öis,* und dessen Ableitungen. Auch diese Formen können unmöglich auf „uns“ beruhen, sondern es ist „üns“ als Grundform anzusetzen, zu welcher auch die Enklitika *-is*

1) Also gerade in der altertümlichen Form wie Asolvingas (bei Neugart 791), dem ältesten Belege zu unserem alemannischen Lautgesetze, welches Weinhold zu entdecken vermochte.

2) Doch im Egerland haben sie selbständig gebildet Auschl, Deutschl.

sich leichter fügt. Wirklich ist im Volksmunde die Verbreitung der umgelauteten Form viel gröſser als die Schriftsprache, welche rücksichtslos über dieselbe wegschreitet, ahnen läſst. Im Gegensatz zu ihrer Tochter, dem Nhd., lieſs die mhd. Litteratur die Abweichung, welche da und dort Gültigkeit hatte, wenigstens durchblicken, zumeist in alemannischen Schriften (Hadloub u. A.): denn bei den Alemannen ist, vielleicht mit einziger Ausnahme von Basel, der Stadt, und ehemals gewiſs auch hier, die umgelautete Form üns, enklitisch *is*, zur ausschlieſslichen Herrschaft gekommen. Es ist bezeichnend für diesen Sachverhalt, daſs im ältesten deutschen Passionsspiel in Muri aus dem Anfang des 13. Jhdts. „üns" steht, und daſs die anderen Schreiber „uns" dafür setzten. Ebenso in der vom 14. Jhdt. datierenden alemannischen Nibelungenhandschrift, welche zu Basel liegt, um ihre Hüter Lügen zu strafen.[1] Es ist aber „üns" deshalb doch nicht ein alemannisches Specifikum: es existiert vielmehr auch anderwärts in Ober-, Mittel- und Niederdeutschland, bayrisch östlich des Lech, in den VII Comuni, in Kärnten, Schwaben, Schlesien, Helgoland u. s. w. Es ist aber auch gerade so gut und so schlecht berechtigt zu existieren als sein höfischer Bruder. Auch so schlecht, denn die Schriftsprache sowohl als der entgegenstehende Volksmund machen sich des nämlichen Versehens schuldig, daſs sie nur die eine Form anerkennen, um ihr die Funktion des Dativs sowohl als des Akkusativs zu übertragen; „uns" ist ursprünglich bloſs das Erstere, während „üns" durch den Umlaut seinen Ursprung aus unsih, dem alten Akkusativ, verräth.

Nicht auf solch organischem Fundamente nun aber ruht das zuerst erwähnte *trünsen*. In diesem ist ü eine bloſs phonetische Spielart für i; ein Vorgang, welcher durch gewisse konsonantische Umgebung hervorgerufen wird und in unzähligen Beispielen vorliegt, bekanntlich sogar in die gebildete Sprache sich eingeschmuggelt hat. In trinsen ist es sowohl r als n + Konsonant, welche den dumpferen Laut in das i zu legen angethan sind.[2]

An der Grenze des Berner Oberlandes wird das oben (S. 15) erwähnte *es dûcht* = dünkt, nur noch im Munde älterer Leute gehört und macht einer moderneren Form *düecht* Platz; diese gilt hinwieder in den äuſseren Kantonen für altväterisch und wird immer mehr durch die Grundform *dunkt* ersetzt. Sollte nun *düecht* und, wie es in gewissen Gegenden auch lautet, *duecht* ebenfalls durch Vokalisation des

1) Freilich fällt niemandem bei uns ein, anders als „Unservater" auszusprechen; doch der Grund zu dieser Ausnahmsstellung liegt auf der Hand.

2) Vgl. *Brülle*, *Rüffel* = Tadel, *Chrüpf; Chünni* (Kinn); *rünnen*, *brünnen*.

Nasals entstanden sein? Es wäre dies ein Uebergang ohne alle Analogie, wie sehr man auch geneigt sein möchte, in der diphthongischen Gestaltung eine Spur eben des Nasals zu suchen. Die diphthongische Form kommt in alemannischen 'Schriften schon früher vor: Zwingli, eine Nibelungenhandschrift und noch ältere Urkunden haben das Präter. duohte, duocht, das dann bleibt bis auf Frisius, Stumpf u. A. Könnte man nun den Diphthong an dieser Stelle durch Ablautung erklären, so hätte es keine Schwierigkeit (namentlich nicht für unser Wort, das sich so vielen Künsteleien unterziehen mufste), eine Rückübertragung des so gewonnenen ue in den Präsensstamm anzunehmen. Aber der Knoten läfst sich auch auf diese Weise nicht lösen. Weder Weinhold noch das Deutsche Wörterb. werden damit fertig. Und doch läfst sich das Räthsel aufklären von der Mundart aus. Hier fehlt es nämlich nicht an unzweifelhaften Beispielen, dafs gedehntes u, ü und i vor der gutturalen Spirans sich diphthongisch umgestalten zu ue, üe, ie: *füecht* aus mhd. viuhte, ahd. vûhti, *Wienecht* aus Wîhnacht, *liecht* = leicht, mhd. lîht, vermengt mit *Liecht* = Licht, *Diechsel* für Dîchsel, nhd. Deichsel, und gewifs auch *Lattuech* in Wall. und Bd. = Eidechse; mag man dieses Wort etymologisch deuten, wie man will,[1] so viel bleibt unzweifelhaft, dafs der 2. Theil desselben das Wort *Ūche* d. i. Unke, und dafs es ein blofses Spiel des Zufalles ist, dafs es ein gleichlautendes Wort im Mhd. giebt, welches zu unserem in gar keiner Beziehung steht. Uebrigens kommt uns auch jenes mhd. lattuoch als Nbf. von latuch, latech, das lat. lactūca, Lattich, ganz gelegen in den Wurf als ein Beleg mehr für den unorganischen Diphthong vor ch. Damit ist die Berechtigung des Diphthongs auch im Präsens (duecht), wo er z. B. schon bei Boner und in den von Mone (II, 185 ff.) mitgetheilten Passionsspiele Vers 1181 vorkommt, auf die gleiche Stufe gestellt mit derjenigen des Präteritums.

Das Thurgauer und z. Th. zürcher. *schwæ-e* (æ wie im frz. fête) = ein Tuch flattern machen, ist augenscheinlich identisch mit schwenken. Aber woher dieser ungewohnte, aller Regel spottende Laut? Derselbe wird uns klar und verständlich, sobald wir die übrigen, ebenfalls im Zürichbiet vorkommenden Formen herbeiziehen, welche die Zwischen-

1) Oken hat genial Landunke darin erkannt, also Assimilation des ersteren n an die Muta (d) angenommen, welch letztere an und für sich schon hinter l und n in den Gebirgsmundarten sich zu verhärten pflegt. Sonst ist für Wallis der umgekehrte Vorgang, nämlich die Verwandlung von nd in nn charakteristisch. Wer sich an dieser Assimilation stöfst, mag für den ersten Theil des Compositums das Wort Latte (eigentlich das Gewachsene, Hervorgesprossene) für die langgestreckte Unke gegenüber der schwanzlosen, rundlichen erwägen.

stufen bilden und den Uebergang aufs Schönste vermitteln. Die nach zürcherischem Lautgesetze regelrechte Sekundärform wäre schwèiche s. ob. S. 46; durch Verflüchtigung der Spirans (ein Vorgang, der zu alltäglich ist, um der Belege zu bedürfen) ist *schwèihe*, *schwèi-e* entstanden, und indem ein neuer Silbentrenner statt des verscherzten aus dem i-Vokale sich herausbildete, *schwä-je* [1] und mit nochmaliger Beiseitesetzung der Hiatusscheu eben jenes *schwæ-e*, welches sich zu seiner vorangegangenen Form verhält wie mæ-e, sæ-e, dræ-e u. dgl. zu mäje. Die Besonderheit dieses Falles ist also geschaffen durch die in solcher Verbindung ungewohnte Vernichtung des Gutturals.

Es wurde oben S. 20 die Frage offen gelassen, ob das *Gspusi* von dieser Abhandlung beschlagen werde. Das Wort tritt noch in folgenden Formen und Bedeutungen auf: die *Spûse*, *Gspûse*, *Gspûs*, *Spusle* = Braut; Nebenbraut, Begleiterin der eigentlichen Braut an der Hochzeit; geistliche Braut oder Schwester bei einer Primiz; übergetragen und zum Theil mit Verallgemeinerung des Begriffes = zimperliche Person; luzernerisch: die *Gspuse*, *Gspusle* = locker gekleidete Weibsperson. Bei Hebel: ein altmodisches *Gspusi* = eine altfränkisch, gleichsam wie in althergebrachter Hochzeitstracht gekleidete Person; bei Schmeller: das Mädchen überhaupt; dazu das Maskul. *Spüslig*, *Gspüslig* und das Verbum *anspüslen* = zärtlich anreden; Jemanden zu Etwas ermuntern.[2] Gewifs gehört hieher auch trotz der abstehenden Quantität des Vokals der *Spusibueb*, spottende Bezeichnung eines Burschen, welcher sich gerne bei Mädchen aufhält; und möglicherweise auch der *Gs'pusi* = nicht ganz gescheider Mann. Nun ist an der ganzen Sippe auffallend, dafs kein einziges Mal der Diphthong (au) auftritt,[3] im Gegentheil sogar Verkürzung Platz gegriffen hat. Wir gehen daher kaum fehl, wenn wir annehmen, es sei neben der mit sammt Nasal und undeutschem Vokal unmittelbar aus dem Latein in die ältere Literatursprache und aus dieser hin und wieder in den Volksmund übergegangenen Form Gespons u. s. w. die eigentlich volkstümliche Gestalt aus dem einen oder andern Zweige des uns nachbarlich berührenden neuern Romanisch geschöpft worden, so dafs das n von vornherein bei Seite blieb.

Das bündnerische Particip *g'schächt* zu „schenken" neben und scheinbar für regelrechteres *g'scheicht* beruht auf „geschankt," einer

1) In Luzerner Mundart, wo die Verflüchtigung des *ch* an der Tagesordnung ist (*reije* für reichen u. dgl.) kommt *scheije* für schæche (scheel blicken) vor.

2) Bayr. spönselen = den Galan machen.

3) Nur in Montavon Spausa, Späuslig; allein ich weifs zu wenig von den dortigen Lautverhältnissen im Allgemeinen, um diese Entdeckung verwerthen zu dürfen.

Form mit sogenanntem Rückumlaut, welcher in Walliser- und Walser-Mundart üppig vegetiert.

Es erübrigt noch ein Fall, welchen uns Stalder in seinem hinterlassenen Manuskripte vorlegt: „die *Rose* = Bergschlipf, welcher den Bächen ungeheure Geschiebmassen liefert. (Glar.)“ Wem fällt dazu nicht die „Runse“ ein? Wir wissen nun aber, dafs im Munde des Glarners aus *un* nicht ein reines, sondern ein nach o hinüberspielendes ū wird. In der obigen Aufzeichnung erkennen wir einen Stalder'schen Korrespondenten von feinem Ohr, der sich aber in der Verlegenheit befand, sich mit der gewöhnlichen Schrift zu behelfen und damit zu begnügen, anzudeuten, dafs der betreffende Laut kein rechtes ū sei.[1]

Nicht ganz so läfst sich mit dem st. gallischen *Handröfsli* (der in der Stube prangende, mit einem Hahn versehene Wasserbehälter aus Kupfer oder Zinn, unter welchem die Hände gewaschen werden können; anderwärts *Giefsfafs*, oder das *Handgiefsi* genannt; ein für den Reinlichkeitssinn unserer Vorältern trefflich zeugendes Geräthe) ins Klare kommen. Wohl mag das ö resp. o im Gegensatz zu dem Vokale des hier ebenfalls zu Grund liegenden Runs, was die Tonfarbe betrifft, auf die gleiche Weise erklärt werden. Fertig aber werden wir mit dem Worte doch erst, wenn wir annehmen, die Fühlung mit dem Etymon sei aufgegeben worden, und es habe die Sprache — ein Spiel, welches sie ja sehr liebt und unter allen Himmelsstrichen in Hunderten von Beispielen getrieben hat — geradezu den Sprung auf ein total fremdes, aber durch ähnlichen Klang lockendes Wort hinübergethan. Ein ähnlicher Fall liegt in dem oben S. 43 erwähnten *Jeufs* vor, für welches zu erwarten stand Jeifs. Ich glaube behaupten zu dürfen, dafs wenigstens die ältere Generation in der betreffenden Gegend auch wirklich so spreche. Da dort ehedem i für ü, ei für eu galt, so erklärt sich Jeufs als eine (allerdings verfehlte) Correktur, welche die Schriftsprache an der provinciellen Mundart vornahm. Unerklärt mufs ich die oben S. 43 und 48 signalisierten Ausweichungen *Jäuse, Trēchle* lassen, an welch letztere sich ebenfalls aus dem Aargau noch anschliefst *Fēch* für Fench, panicum, welche Form zwar nicht an und für sich, sondern wegen ihrer Vereinzelung auffällt.

Damit wären die mir bekannten Fälle, welche die Concinnität unseres Lautgesetzes gefährden zu können schienen, abgehandelt und, glaube ich, mit den wenigen genannten Ausnahmen zur Ruhe gewiesen. Benützen wir die gewonnene Sicherheit des Standpunktes um die letzte genauere Fixierung seines Umfanges zu vollziehen.

1) Es war der verdiente Pfarrer J. M. Schuler auf Kerenzen, welcher die Beiträge aus Glarus lieferte.

Das bisher aufgestellte und in zahlreichen Beispielen erhärtete Gesetz lautete, dafs Nasal vor Spirans mehr und weniger spurlos verschwinde, oder, um mich für diese Spezialität eines besonderen Ausdrucks zu bedienen, sich vokalisiere. Ich mufs nun hier einmal, obwohl der Sachverhalt schon wiederholt angedeutet wurde, um allfälligen Einwendungen von Kundigen zu begegnen, die Erläuterung formulieren, dafs die Gültigkeit der Vokalisation des Nasals ihre Schranke findet theils an dem Geschmacke und der freien Wahl des Individuums, theils an mundartlicher Sitte. Für einzelne Wörter oder für ganze Kategorien herrscht in den einzelnen Gegenden die Liebhaberei für oder die Abneigung gegen die Auflösung des Nasals vor. Vgl. oben S. 51. 52. Die vokalisierte Form von *dings* ist aufserhalb des Aargaues und des Zürichbietes nicht bekannt; hinwieder bedient sich keine schweizerische Mundart der Grundform G'lenk; Bündner Mundart geht nicht über die Formen *uns*, *ünsch* [uns] hinaus; *erchünkerle* = durch fleifsiges Nachsinnen Etwas in bessern Stand bringen (vgl. oben S. 14 Anm. 1 ankunklen), kenne ich blofs in dieser vollen Form; u. dgl. m. Und hinwieder innerhalb des allgemeinen Brauches besteht wenigstens bei der Mehrzahl der Wörter Latitüde für die Bildungsstufe, die Willkür und Laune des Sprechenden. Wie geographische, so lassen sich gewifs auch zeitliche Differenzen und Schwankungen voraussetzen. So weit nun meine geringe Kenntnifs der Litteratur reicht, hat sich mir durch die Vergleichung verschiedener Zeitabschnitte das Resultat ergeben, dafs im 18. und 17. Jahrhundert diese Erscheinung am Kräftigsten blühte und unseren Leuten am Intensivsten in Fleisch und Blut übergegangen war, so dafs sie selbst, wenn sie zur Feder griffen, von den ursprünglichen und allgemeinen deutschen Formen in manchen Fällen keine Ahnung mehr zu haben schienen. Mehr Material zur Lösung dieser Frage werde ich weiter unten Gelegenheit haben beizubringen. Erst die Neuzeit mit ihrer gesteigerten Schulweisheit verhalf der Korrektheit wieder auf die Beine, knickt zugleich aber die Mundart, so dafs gegenwärtig die sog. Gebildeten anfangen sich der vokalisierten Formen zu entäufsern. Neumünster, der Name einer Kirche neueren Datums bei Zürich, ist ein sprechender Beleg hiezu: während man am gleichen Orte noch häufig die Aussprache *Frau-; Grofsmöister* und *Nümärt* [Neumarkt] vernehmen kann, verräth *Neumünster*, dafs Wort und Sache in einer Zeit entstanden, da unser Lautgesetz im Rückgang begriffen war. Wenn aber gewisse Wörter oder Kategorien konstant die Vokalisierung des Nasals von sich fern halten, so deutet das auf ein Verhältnifs, welches nicht unter die oben gemachte Beobachtung fällt. So ist es ein gewisses s, welches niemals das vorangehende n

affiziert; ich meine das Flexions-s, welches zur Bildung des Genetivs[1] und zur Bildung des adjektivischen Neutrums dient, und das st, welches den Superlativ darstellt,[2] mit einem Worte, das s und st der Deklination. Dafs das st der Conjugation solcher Ausnahmsbehandlung nicht theilhaft ist, haben wir von den Zeitwörtern kannst, kommst und nimmst erfahren. Im Gegensatz zu den Verbalformen darf es niemals anders lauten als *mîs, (dîs, sîs) Vatter's Brüeder; fîns, fîs Tuech;* vom *fînste Züg; mîs Chind.* n bleibt unberührt auch in dem Neutrum des Personalpronomens *ins* (es). In der Verbindung *i's* (= in das, in des ...) ist n apokopiert, nicht vokalisiert.[3] Hier mufs ich vor einem Irrtum warnen. Ein solcher wäre es, wenn man die Formen *es chleis Silli* (kleines Bübchen), *ds chleiste Chind* als Ausnahme von dieser Beschränkung auffassen wollte. Diese Formen gehen nämlich keineswegs auf *chlîn* zurück, sondern auf eine Grundform (Maskulinum) *chlei*, das nhd. klein, welches in der Schweiz sich mit jener um die Herrschaft streitet, doch immer mehr unterliegt.

Die Nachbarschaft von n und s bleibt ebenfalls ohne Effekt auf den Vokal in *mînse* = Etwas als mein Eigentum erklären. Ein solcher Fall steht freilich mit anderen, wo mit dem wortbildenden s wie mit stammhaftem verfahren wurde, in Widerspruch; die Verbindung ist wohl nur dann eine lockere, wirkungslose, wenn die Ableitung klar auf der Hand liegt, nicht der Schulkunst bedarf, um als solche erkannt zu werden.

Wenn also das durch Flexion an den Nasal anstofsende s keine genügend intime Verbindung mit demselben eingeht um eine neue Form zu erzeugen, so läfst auch das erst in später Sprachperiode sich einschiebende n den Sibilanten kalt und bleibt unangetastet. Es ist dies der Fall bei dem Adverb *sunst*, das neben *sust* nicht etwa die Grundform repräsentiert, sondern diesem an Ursprünglichkeit nachsteht, sowie auch dieses schon nur eine sekundäre Bildung aus *sus* ist. Uebrigens ist *sunst* nicht einmal volkstümlich, sondern dem Bücherdeutsch abgesehen.

1) *Dings* (s. oben S. 32), ursprünglich allerdings auch ein Genetiv, aber adverbial verwendet und daher versteinert, wird nicht mehr als solcher gefühlt.

2) Es ist daher, wenn „Der Wächter in der Neujahrsnacht“ dichtet: *bis dafs i eist au a mym Örtli bi*“ das Adverb als eine falsche Veralemannisierung eines hochdeutschen Wortes, welches dem Rhythmus zu lieb statt des echten *einist* gewählt worden war, zu taxieren.

3) Wörter, deren Stammvokal ein Diphthong ist, fallen natürlich nur gar nicht in Erwägung. So das Zahlwort *einen, eini, eis; ekeinen, ekeini, ekeis;* das Pronomen *äinen, äini, äis* = jener, sammt dem damit zusammengesetzten *deinen, deini, deis.*

Wir sind hier auf eine Spracherscheinung gestofsen, bei welcher wir einen Augenblick Halt machen müssen, einmal, weil sie sich mit der in diesem Aufsatze behandelten kreuzt und darum angethan ist, in den Augen einer oberflächlichen Betrachtung Ausnahmsfälle und Widersprüche auf das letztere abzuladen, sodann, weil sie uns zur physiologischen Erklärung der Vokalisierung des *n* und der damit verbundenen Lautvorgänge zu Statten kommen wird. Natürlich dürfen wir uns hier nicht mit der Erscheinung im Ganzen beschäftigen, wie lockend dies auch wäre.[1] Es ist aus den verschiedenen indogermanischen Sprachen in zahllosen Fällen das Aufsteigen eines unorganischen Nasals im Stamme nachgewiesen. Diese Neigung war besonders stark ausgeprägt in den germanischen Dialekten. Hier einige Beispiele zur Erläuterung. Vgl. 1) trampeln: Treppe. Samstag, sambaztag: *σαββατον.* Lampe, (Hase): frz. lapin. 2) Stand: Gestad. Sundgau: Süd. Leinwand: lînwât schweiz. *Lîbet.* 3) Angel: lat. acus, frz. aiguille. Stange: stechen. blank, blinken: bleich, blicken. Die Mundarten haben viele solche Bildungen geschaffen, welche von der Literatursprache abgelehnt wurden,[2] auch tritt in einer gewissen Sprachperiode die besprochene Neigung[3] als Sucht auf, welche aber glücklicherweise wieder überwunden ist; ich erinnere nur an sünfzen, änser (Speisetasche), Senkel, Funst, künsch, ich miens (Th. Platter) und das noch unlängst spukende genung für seüfzen, Aser, lat. secale, Faust, keusch, müsse, genug. Vielleicht ist die letztere Klasse nasaler Bildungen nicht nur zeitlich, sondern auch nach ihrer Bedeutung von den älteren geschieden, indem diese jüngeren Nasalverstärkungen wahrscheinlich erst durch den in vorliegendem Aufsatze behandelten Vorgang ins Leben gerufen wurden und blofs als falsch gegriffene Rekonstruktionsversuche zu taxieren sind.

Jedenfalls scheiden sich die beiden Klassen in der Wirkung von einander, indem der Nasal, je älter und eingefleischter seine Einschiebung ist, desto eher als stammhaft aufgefafst wurde und gerade wie organisches *n* vokalisiert werden konnte. Man erinnere sich an das oben S. 55 besprochene Unke, welches zu gr. ἔχις steht. Es gibt fer-

1) Sie hat übrigens die verdiente Aufmerksamkeit und liebevolles Eingehen gefunden in der fleifsigen Monographie unseres Antipoden, Dr. Rudolphi, Über die Erweiterung der Wurzelsilbe deutscher Wörter durch die Nasale m und n. Erfurt 1864. — Es handeln von derselben aufser Joh. Schmidt a. a. O. auch Weinhold, Al. Gramm. § 167 S. 130. § 201 S. 169 f., (wo aber ganz verschiedene Erscheinungen zusammengefafst werden). Birlinger, Alem. Spr. S. 105. 106. Schmeller, Mund. § 554. Deutsch. Wtb. 5, 651. Lexer, Kärnth. Id. XIII.

2) Es gibt Mundarten, welche in gewissen Stellungen durchweg nasalieren.

3) Ign. Peters redet eben so zutreffend als humoristisch vom „Pfnüsel“ der Wörter.

ner ein ziemlich verbreitetes Zeitwort *muschen*, *muschlen* im Sinne von murmeln, maulen u. dgl. (s. Zeitschr. III, 300); dazu der *Muschi* = mürrischer Mensch, *muschlig* = schmollend, übelgelaunt; *Muschi* = üble Laune. So weit Angaben über die Aussprache erhältlich waren, lauten sie mit einer einzigen Ausnahme auf kurzen Vokal und in gewissen Mundarten auf geschärftes sch, so daſs möglicherweise ein Konsonant, der Schluſs des Wurzelwortes, in der Assimilation an ableitendes sch untergegangen ist. Nur konnte es jedenfalls nicht ein Nasal sein, welcher Dehnung und in dem angedeuteten Sprachbezirke einen Diphthong hätte erzeugen müssen. Wohl aber wurde in Urner Mundart n hinterher unorganisch eingeschoben: die *Munsche* = Sauertöpfigkeit, und dafür nun bietet das Luzerner Idiotikon (Ineichen) die Form *Mausche*. Für das Adjektiv, im Sinne von vollbackig, bestehen neben einander die Formen *muschig, g'muschet, g'muschig, g'muschelig* und *munschelig, g'munschelig, g'munschet*, sowie *mutschig*. Auch *Trunschle* ist erst aus *Truschle, trushle* (fette, gutmüthige Weibsperson) entstanden.

Doch sei diese Zusammenstellung richtig oder nicht, ein unanfechtbares Beispiel gewährt die appenzellisch-st. gallische Form *lēs* für *līs*, leise. Es können nämlich diese beiden Formen einander unmöglich decken, denn gemein germanisches ī lautet rein auch in Appenzeller Mundart. Wohl aber trifft jenes ē zu, sobald wir eine Grundform lins ansetzen, gerade wie angels. nōsu durchaus nur durch die Voraussetzung einer Weiterbildung nansu für nasu sich begreifen läſst. Wie app. *fēs^ster:* finster, so *lēs:* lins. Diese letztere Nebenform taucht in alemannischen Quellen[1] schon frühe auf, und wir können darum an diesem Wörtchen die verschiedenen Phasen der Entwicklung, soweit dergleichen überhaupt zur graphischen Darstellung zu kommen pflegt, deutlich verfolgen: mhd. lîse und daneben lins, dann lîns, ält. nhd. leins. Fries und Maaler, welche bekanntlich sich zwar der hochdeutschen Schreibart beflissen, aber unbewuſst mit dem einen Fuſse doch immer in ihrer heimatlichen Mundart gefangen blieben, gewähren diesem kleinen Proteus alle Gestalten: lyſs, leyſs neben lins, linſs, leynſs. Nur ist nach meiner Ansicht die letztere Form nicht als Verhochdeutschung aus linſs herzuleiten, da die Alemannen in diesem Worte nicht

1) Vielleicht in Folge von etymologisierender Anlehnung an „lind," mit welchem es sich begrifflich berührt. Fries-Maaler haben „linſs gon, Wie ein Dieb. — Leinſs, lenis, sanfft zegreiffen und anzerüeren. — Mitis, milt, güetig, lins, sanfftmüetig. — Sententiæ molles, lugg oder zelinſs meinungen, die nit streng genuog sind. — Linſs, sittlich (d. i. sittig), nider, submisse, lente." — Wirklich wuſste Frisch I, 616, a diese Formen nirgends besser als unter dem Artikel lind unterzubringen.

über den kurzen Vokal hinaus kamen, sondern unsere Züricher Lexicographen schoben der nhd. Form mit Diphthong (leis) das n ein, welches ihnen in ihrer Haussprache geläufig war. Ich denke mir die Reihenfolge für diese Herren so: linſs und lîſs (wie Zins und Zîs), verhochdeutscht leiſs und leinſs. Dafür daſs die Einschiebung des n im alten Thurgau (zu welchem Zürich auch gehörte) die gäng' und gäbe Form des Wortes war, liegt wohl ein Fingerzeig auch in der jetzigen Aussprache mit geschärftem s (*lîſs*), welche am Bodensee zu hören ist, ein klarer Beweis aber in der Form *léis* (aus der Umgebung von Winterthur), deren Diphthong natürlich nur aus „in" entspringen konnte. Und daſs dieses n so sehr eingefleischt ist, um wie organisches n behandelt zu werden, rührt doch wohl von der so frühe schon, man möchte sagen von je her, geübten Einschiebung her. In der Mundart schwirren viele solche Bildungen, für die es Noth thut zu konstatieren, daſs ihr *n* nicht aufgelöst wurde, und daſs die daneben bestehende Form ohne Nasal die ältere und echte ist. Damit ist genugsam erklärt, warum der Vokal in den beiden Nebenformen der selbe ist und das Farbenspiel, welches wir im Gefolge der vokalisierten *n* kennen lernten, hier vergeblich gesucht wird. Dgl. sind: *chlenka* in App. und Bünden = klecken. *Chrenza* in App. und St. Gall. neben *Chræza* (Rückentragkorb). *Chüentschi* neben *Chüetschi* (Herbstzeitlose). Der *Böngga*, app., neben *Bögga* (Etwas Garstiges). *buñsen* in Macugnaga = küssen, beruht auf dem im Deutsch. Wtb. 2, 556 und 570 aufgeführten bus, bussen. *Sprünzilkerna* appenz. = was anderwärts *Sprützerchernli*, Kern im Obst. *Stinzli* in St. G. neben *Stīzli* (Kanne). *Tanche* simmenth. = *Tāche* (Docht), ein höchst merkwürdiger Fall, wenn man annehmen dürfte, daſs jene Form sich aus germanischer Urzeit fortgepflanzt hätte, einer Zeit, welche vor ahd. dāha und selbst goth. thāho lag, deren Vokallänge eben temporäre Einschiebung des Nasals voraussetzt (Schmidt a. a. O. 4, 52). *tēnggle* (St. Gall.) = *tēggle, tægglo* (unnütze Spielerei treiben). Die *Trünſse,* simmenth., (Schweinsrüssel) gehört zu der, die Drüssel (s. Deutsch. Wb.). *Zinstag* in älteren Schriften und noch in Chur für gemein alemann. *Zīstig* d. i. Ziwes Tag. Wollten wir über die Grenzen der Schweiz hinaus greifen, so würden namentlich der schwäbische und der bair.-österr. Dialekt eine groſse Zahl von Beispielen zu einem Sprachtriebe darbieten, welcher sich bei uns fast nur in der nordöstlichen und der südwestlichen Ecke des Landes äuſsert.[1]

1) Es gehören zwei Wörter hieher, welche einer kurzen Erläuterung bedürfen. Statt „tauchen" bedienen wir Schweizer uns des Ausdruckes *tunke, tünkle.* Nach dem bisher Vorgetragenen wird Jedermann geneigt sein, beide Wörter zu identificieren, und zwar bietet scheinbar die alemannische Mundart hier einmal die rela-

Ebensowenig als in *mîs* u. dgl. von Vokalisation die Rede ist, kommt die adjektivische Ableitung *-în,* jetzt *-ĭn, -ĭ* z. B. *hölzi*, in Betracht. Ja die selbe Ursache, welche den Vokal hat zur Kürze herabsinken lassen, enthebt diesen Fall in vermehrtem Grade dem Einflusse unseres Lautgesetzes. Unter allen gültigen Beispielen ist es immer nur die Stammsilbe, auf welche dasselbe Anwendung fand. Freilich nennt Maaler die Sense bald nach der gemeinhin bei uns gültigen Form *Sägisen* (*Sägessen*), bald nach dem Beispiel seines Vorgängers Fries die *Sägeysen.* Aber obwohl die Grundform die Verbindung ns aufweist (segens, z. B. im Hofrecht Albisrieden; und so noch bayr. und blofs mit Verrückung des Nasals, auch kärnthisch Sengase), ist das -ey- nur die Folge der halbwegs durchgeführten Umdeutung. In den ndd. Formen Seifse u. s. w. aber ist der Diphthong auf rein mechanischem Wege durch Zusammenrückung zweier Vokale nach Ausstofsung des g geworden. Gerade wie mit Segense verhält es sich mit Wegense, *Wegise* alt waganso, wagense (Pflugschaar), das ebenfalls in Wegeisen umgedeutet sich findet; und ähnlich mit *Alesse*, altd. alansa (Schusterahle), und mit der genetivischen Adverbialendung z. B. in *vergëbifs, z'vergëbisse; verbergifs*, *verbergeze mache* = verbergens spielen; und mit dem Genetiv überhaupt z. B. *vil Weses mache.* Und so verhält es sich auch mit der Vortonsilbe; s. Wackernagel, Umdeutschung S. 27 (resp. 24). Unsere Aussprache *Chostez* für Konstanz gehört in diese Rubrik, denn der Accent hat sich erst hinterher auf die erste Silbe geschoben.

Damit Vokalisation eintreten könne, dürfen also Nasal und Spirans weder Deklinations- noch Bildungselemente sein, sie müssen der Stamm- und Tonsilbe angehören.

Damit ist eigentlich auch die Frage nach dem Verhalten der Composita abgethan: die blofs zufällige Nachbarschaft, welche in Zusammensetzungen entsteht, deren erstes Wort mit Nasal aus-, das zweite mit Spirans anlautet, genügt nicht. Gleichwohl haben wir eine Anzahl von Ausnahmen zu konstatieren, welche aber näher besehen der Regel doch keinen Eintrag thun. Es ist nämlich ein beliebtes Spiel der Sprache und hängt mit der kräftigen Accentuation der Haupttonsilbe

tive Grundform. Das Letztere ist jedoch nicht der Fall; vielmehr beruht das nhd. Wort auf der Präteritumsform touch des mhd. tûchen. Welches aber das Anciennitäts-Verhältnifs sei zwischen tunken und tûchen, ist schwer zu entscheiden. — Für gewönhliches zeisen (Wolle verzupfen) hat der Simmenthaler eine nasalierte Form *zä˜se.* Die letztere ist nicht die Grundform zu der ersteren, sondern beruht umgekehrt auf einer unstatthaften Rekonstruktion aus dieser, wobei allerdings der Sprachinstinkt mit anerkennenswerther Sicherheit das gesetzmäfsige Vokalverhältnifs erstellt hat.

zusammen, dafs sie Composita so ummodelt, dafs dieselben den Charakter von Ableitungen erhalten. Die Beispiele wuchern auf deutschem wie auf englischem Boden, und selbst die gebildete Sprache nahm solche verkappte Formen als baare Münze an: ich erinnere beispielsweise an alber, bieder, Adler, Winzer, Eimer, Grummet und gar Obst. In solchen Fällen hört die Pause zwischen Nasal und Spirans auf und kann Vokalisierung Statt haben. Daher die *Hauflete* = Hand voll, neben *Hampflete.*

In Unterw. werden gewisse Arten des ranunculus *Heififsli* genannt, was der Botaniker Rhiner kaum als Heufüfslein[1] würde gedeutet haben, hätte sich ihm der Weg aufgethan, um den bekannten Namen Hahnenfufs mit dem unterwaldnischen zu vermitteln. Diesen Weg haben wir nun kennen gelernt und das schaffhausische *Hanfis* zeigt uns, wie n und f in unmittelbare Berührung gekommen sind. Die unterwaldnische Form sticht nur durch den Umlaut ab, stimmt also genau mit der schwyzerischen *Häufis.*[2]

Der *Pfauchüke* (u nach o spielend) der Freiburger ist ein Pfannkuchen. Die Form des Wortes ist durch den selben Vorgang bedingt, welcher es im Schlesischen noch ärger zu Pfanke verstümmelt hat.

Hañset, Hauset, Haufset bedeutet theils Hanfsamen, theils den rohen Hanf, wie er eben gewonnen ist; bezeichnend für den Verlust seines etymologischen Zusammenhanges ist das Schwanken des Geschlechtes zwischen Maskulin und Feminin.[3]

Das *Heisel* läfst mehrere Erklärungen zu. Zwar das in den Weistümern vorkommende, von Lexer gewifs glücklich als hegesal (Einfriedigung) gedeutete Wort berührt uns nicht, da dieses auf einem andern Wege zu seinem Diphthonge gelangt ist. Das jetzt lebende Wort ist ein Compositum mit Seil und bedeutet einmal eine Art Leitseil beim gehörnten Gespann. Da hiefür auch das Wort *Hängseil* gebraucht wird, so hat sich Titus Tobler für diese Ableitung entschie-

1) Allerdings stimmt die Umsetzung genau mit der dortigen Aussprache von eu und ü.

2) Der Umlaut mag herrühren durch Einflufs des neu entstandenen i der Nachsilbe, oder mag hergebracht sein von der Deminutivform des Wortes Hahn; die Pflanze heifst wirklich auch *Hänifuefs.*

3) Das Letztere gilt auch für ein anderes Compositum mit „Saat“: *Lîset,* noch weiter verkürzt *Liset,* und mit Desertion unter die Fahne einer sehr beliebten und daher überwuchernden Ableitung *Lîsig* und auch diefs weiter verstümmelt und da das etymologische Verständnifs verdunkelt war, tautologisch zusammengesetzt die *Flachslisi.* Diese Sippe gehört nicht in unseren Text, weil das n nicht etwa wegen des s, sondern schon vor der Composition als Auslaut verloren gegangen.

den, und im Sinne von Tragband für das an den Rücken gehängte Traggeschirr hat sie alle Wahrscheinlichkeit für sich. Für jene erstere Bedeutung dagegen kommen eben so füglich die synonymen Ausdrücke *Hemmseil*, *Hemmschnuer* in Frage. Ein dritter Vorschlag ist die Deutung als „Handseil.“ Da die Sprache selber wenigstens die beiden erstgenannten Grundformen sanktioniert hat, so sind wir der Entscheidung überhoben.

Kundschaft = Zeugnifs, kann lauten *Chouscheft.*

Unschlitt ist möglicherweise eine Zusammensetzung mit „un,“ mag dieses nun echt oder aus „in“ verdumpft sein. Dem Volke aber ist das Gefühl von dem ursprünglichen Verhältnisse so ganz abhanden gekommen, dafs es die vom Tone hervorgehobene Silbe für die Stammsilbe nahm und dieselbe angemessen durch Beiziehung der nächstfolgenden Konsonanten, ja sogar hin und wieder durch Einfügung eines unorganischen r schwellte: *Urschlig, Urschlech, Urschlet, Urstlig.* Wo Letzteres nicht Statt fand, fällt das Wort unserem Lautgesetze anheim; wir besitzen aufser den genannten noch folgende Formen: *Ũnschlicht, Unschlecht, Ũschlech, Unschlig, Ũschlig, Ouschlig, Ũstlig, Oustlig, Unschlat, Ũschlet, Ouschlit, Oustlet* u. s. w.

Un- als Präfix kann wohl auf mechanischem Wege seinen Konsonanten abstreifen, aber von Vokalisierung desselben kann nach dem Gesagten keine Rede sein.

Es bleibt mir nun noch übrig, daran zu erinnern, dafs, wie wir an *Fräsle, fräsisch, Ifele, Haus, Isle, Jeisene* und an den Ortsnamen Jns, Lens, Jentes gesehen haben, die Vokalisierung sich auch auf Wörter undeutschen Ursprungs erstreckt, obwohl es nicht an Beispielen mangelt, welche intakt geblieben sind, wie z. B. censieren, Sensal, Pension, Dispens, und besonders diejenigen mit *nk,* wie Franke, Flanke.

Damit sind Wirksamkeit und Schranke[1] des Gesetzes vollständig offen gelegt. Allein bevor wir von ihm Abschied nehmen, verlangt die Frage nach seinen physiologischen Gründen Befriedigung.

1) Ich darf nicht unerwähnt lassen, dafs es noch eine Anzahl vereinzelter, nicht unter Kategorien zusammenfafsbarer Wörter gibt, welche meines Wissens nirgends in unserem Sprachgebiete mit vokalisiertem n auftraten. Es sind aufser den beiläufig schon erwähnten folgende: 1. Dampf (doch Däumpfle, Breg. Wald.) *Pflumpf* (Wulst), *Schlumpf* (Portion), *Sumft* (Sumpf), *Ganfbrunnen* (eine Art Ziehbrunnen), *Jemf* (Genf).

2. Du *schwinst* (= nimmst ab). — *Funseli* (Scheltwort). *Fanseli* (Lavander). *Funs*, *Fons* (Alph.). Der *G'ünser* (Bauch). *gunslen* (erschmeicheln). *glunsen*, *glun(t)schen* (plätschern). *Grünse* (Bodensatz). — Die *Hense*, *Hensle*, *Hans*

Ich für meinen Theil verdanke solche dem vortrefflichen Buche von Joh. Schmidt, Zur Geschichte des indogermanischen Vokalismus I., und weifs nichts Besseres zu thun als die dort aus der Untersuchung eines reichen Materials sämmtlicher indogermanischen Zweige gewonnenen Resultate auf den speciellen Dialekt des Erdenwinkels, welchen ich zum Vaterlande habe, überzutragen. Zur Erklärung der von unserem Lautgesetze bedingten Erscheinung, welche wesentlich in Dehnung des Vokales besteht, bietet sich zunächst die bei den Philologen eben so fest eingewurzelte als bequeme Theorie von der Compensation dar. Sie hat angesehene Protektoren — ich nenne nur Pott, Benary, Ahrens — und macht dem moralischen Instinkte ihrer Anhänger vermöge des ethischen Charakters, welcher in ihr liegt, alle Ehre. Allein sie ist gründlich erschüttert worden durch eine jüngere Schule mit Corssen, Delbrück,

(Heinze, Heugestell). Grofshans, *Santihans.* *Lünse* (Achsnagel). *Manse* (Manschette). *Spense* (Speiskammer) *Sprensenbüel.* *Sinsle* (Klingel).

pflantschen, *pfantschen* (schmatzend essen). *Pflunsch* (Wulst; beregneter Schnee). *Dunstig* (Donnerstag). *Fensch* (panicum). *Ginster.* *gunschlen* (schwabbeln). *gunscheren* (welschen, schnatteren). *Gunsch* (Geschirr zum Säugen des Kalbes). *Gluntsche* (Pfütze). Die *Hünsche* (Milzkrankheit). *gan(t)schen* (hasten). *Chlantsch* (Teigmasse). *Läntsch* (lockere Stelle im Tenn.) Mensch. *Menstrig* (altes Mafs). *Margrüntschi* (bellis per.). *Manschete.* widerspenstig. *rän(t)schgen* (knurren). *Rin(t)sche* (Rinde).

Astrenze. *Benz.* Bunzenhalde (Ortsname). *Drünzig* (Bodensatz). *Fenzen* (Fetzen). *finze(r)lig* (kleinlich). Glanz. *Manzele* (narcifs.). Münz. *Ranz* (Schrei, Ruck). *Ranzen*, *ränzen* (hin- und herzerren). *Schranz* etc. (Rifs). Schwanz. *Sinz* (Gesims).

Angster (1. eine Münze, 2. ein Gefäfs). rings.

bremsen (plagen, bändigen). *bremschelen*, *brenstelen* (ungeduldig warten). *Amsle.* — Bims. *Brämsch* (Rufsfleck). *Brummsen.* *trumsig*, *tromsig* (quer). *trimslen* (geschäftig sein). *flimsen* (flüstern). *flämsch* (feinwollig). *Gams* (Gamussi). *Gräms* (Gitter). *gramsen* (krabbelen). *glumsen* (kollern). alti *Gumsle* (Scheltw.). Das *Krimsikrämsi* (Schnörkelei). *klamsen*, *klimsen* (klemmen). *Klimse* (Spalte). *klumsen* (frieren, klagen). *Mums* (Krankheit). namsen. Das *Nimms* (Glücksfall). *Ramsperg* (Ortsname). *Ramseren* (Allium ursinum). *Ramschfedern* (Anthriscus sylv.). *ramsen* (ein gewisses Spiel mit Karten). *rimseln*, *rimslen* (riechen). *Sumsle* (Klingel). *Ramsler* (lascivus). *rüemseln.* Samstig. — *schlamsen* (mit Appetit essen). *Sims.*

3. *Ank* (Fisch). *Bankert.* blank. *Denkeli* (Viola tricolor). *Trinkette* (Weingefäfs). Die *Dunke* (eine Bürgerversammlung). Enkel. *Fink*, *Finken* (Winterschuh). Funken. *Frank* (Uhu). hinken. Junker. *Runkelrueb.* sinken, Senkel. Schwenkelberg. Sank. *schonklich.* Schranken. *schenket* (= schauet? — Prättigau) u. A. m.

Mit Beziehung auf diese und andere widerstrebenden Wörter findet eben seine Anwendung, was Benfey bemerkt: „Die Umwandlung der organischen Laute durch phonetische Einflüsse ist eigentlich stets das Unregelmäfsige und deswegen schon an und für sich selten fähig sich durchweg geltend zu machen.“

Curtius an der Spitze, welche zu ihrem grofsen Vortheile erkannt hat, dafs es an der Zeit sei, die Augen, wie viel Gelehrsamkeit und Wissen auch innerhalb der eigenen vier Wände hause, etwa einmal über dieselben hinaus spazieren zu führen uud sich zu merken, was Schönes und Gutes der Nachbar Physiologe inzwischen herausgeschafft habe. Diese Neuern nehmen eine Wechselwirkung zwischen der Dehnung des Vokals und dem Verschwinden des Konsonanten an, in der Weise, dafs der Letztere nur allmählich, stufenweise verschwinde und in gleichem Mafse der Vokal sich dehne (C. Brugman). Damit ist der Vorgang aus dem nebligen Gebiete der Ethik und des Gefühls auf den festen Boden der Physik herübergehoben, welche das Quantum zu messen versteht: je mehr aus dem einen Gefäfse ausläuft, desto mehr mufs es in dem korrespondierenden schwellen. Und doch — auch die Physik vermag uns nicht zu befriedigen: sie läfst vor Allem das Räthsel des wunderbaren Farbenreichthums, welchen wir der Dehnung inhärieren sahen, ungelöst. Es gibt aber auch positive Beweise, dafs diese neuere Theorie nicht in allen Fällen zutrifft. Wohl konnte der Sanskritaner damit ausreichen; ja es durfte für ihn Geschmackssache sein, ob er sogar jener älteren Theorie anhangen wollte. Anders der Klassiker. Warum neben *λιμπάνω* und lat. linquo nicht *λΐπω*, sondern *λείπω?* warum *φεύγω* neben *φυγγάνω?* u. dgl. m. Ferner, was am Meisten ins Gewicht fällt, Fälle wie lat. quīnque, wo der Vokal geschwellt ist, ohne dafs der Nasal auch nur Etwas von seiner Artikulation daran gegeben hätte, können von der — nennen wir sie einmal Balance-Theorie — gar nicht gefafst werden. Erst die Annahme einer Art chemischer Einwirkung vermag die zuletzt aufgeworfenen Fragen zu beantworten, und Joh. Schmidt ist es eben, welcher nicht blofs den hier behandelten Vorgang durch alle Stämme der kaukasischen Völkerfamilie hindurch verfolgt, sondern auch zu dem Regenbogenspiel desselben den einzigen Strahl, aus welchem es sich splitterte, wieder aufgefunden hat.

Ich kann hier natürlich nur die Hauptzüge der eben so klaren als gelehrten Untersuchung aufnehmen und beginne gleich damit, die in allen Sprachen uns entgegentretende Thatsache, dafs nasal anfangende Konsonantengruppen geeignet und geneigt sind einen dehnenden Einflufs auf den vorangehenden Vokal auszuüben, als bekannt genug vorauszusetzen. Schmidt erklärt sich den Vorgang folgendermafsen und in folgender Stufenfolge der Entwickelung. 1) Zunächst durchdringt der Nasal den vorangehenden (kurzen) Vokal mit seiner Natur; derselbe wird nasaliert ausgesprochen, d. h. der Verschlufs zwischen Gaumensegel und Pharynxwand wird nicht vollkommen erstellt. Im Uebrigen

werden dabei weder die Quantität des Vokales, noch die Artikulationskraft des Nasals alteriert. Um eine Anschauung von dem hier gemeinten Lautverhältnisse zu bekommen erinnere man sich an die erste Silbe des frz. encore. Die Formel ist ō̃ + n.

2) „Die nasale Färbung des Vokales individualisiert sich leicht selbst zu einem Vokale, und ist der anfängliche Vokal noch stark genug, so assimiliert er sich den neu hinzu tretenden Vokalklang und verschmilzt mit ihm in seine eigene Länge, und zwar ohne dafs der Nasenkanal wieder geschlossen zu werden braucht." So lat. mē̃nsis. Formel ≃ + n.

Von hier an spaltet sich die weitere Entwickelung in drei Zweige, welche einander coordiniert sind und um die Alleinherrschaft ringen: a) Nachdem die Nasalierung ihren Dienst gethan, d. i. den Vokal gedehnt hat, hört sie selber als unnöthig und lästig auf. Der Nasenkanal schliefst sich wieder, und es bleibt — + n, wie z. B. im engl. mind und wie im Lat. vor nf, ns, im Altn. vor ng, nk. Damit sind wir bei dem Kardinalpunkte der Schmidt'schen Erläuterung angelangt, an welchem die von Anderen bis dahin versuchten Deutungen zerschellen, bei dem Nachweise, dafs die Dehnung nicht anstatt des Nasales, sondern noch bei Lebzeiten desselben, und nicht etwa blofs als der näselnden Aussprache inhärierend vorkomme. Wir hatten bis dahin auch auf deutschem Gebiete Beispiele genug davon, dafs vor nasal anlautender Konsonantenverbindung — man sah nicht ein, wie und warum — Dehnung und Steigerung des Vokales sich wenigstens in lokaler Sprechweise entwickelte, und wohl wird fortan manche solche Schreibung in den Handschriften weniger verächtlich taxiert werden. Ich erinnere an die obigen *Fänster* (S. 49), Leensingen (S. 44); für den auf S. 44 erwähnten Ortsnamen weifs Leu noch eine dritte Form Leins anzugeben. Für den zürch. Ortsnamen Benken lesen wir im 13. Jahrhundert auch Beinkon. Altd. heingist neben hengist und auch flandr. und fries. heinst, haingst; neben lense, linse auch leinse. Im Zürch. Rathsbuche aus dem 13/14. Jahrhundert Geins = Gäns, Gänse; noch im Bern. Kalender von 1775 wiederholt *geing* für das jetzt noch so beliebte *gäng* = immer. Elsäss. ist *öüns* = üns, uns. Was im Tirol Ganke (lange Person) heifst, verzeichnet Schmeller als Gaunkel. Für das oben (S. 24) angeführte Flins ist eine gedehnte Nebenform Fleins schwäbisch und selbst ins Hochdeutsche aufgenommen. J. Grimm hat zahlreiche Beispiele zu dieser Erscheinung gesammelt: (Gramm. I³, 432, ε. 476. 475, 2) aus dem Altnord. (eingill = Engel; kreinkja = kränken; krânkr, kraunk = krank, u. A.), 294 aus dem Mniederl. (peinsen = nachdenken, das frz. penser u. A.); 104. 107, 4. 5, aus dem Ahd.;

185, 7) aus dem Mhd. Ich glaube, dafs auch Schreibungen wie „zeinfsen“ (im Zinsrodel der Kirche zu Arbon v. J. 1589 wiederholt und nur so), „keünsch“ in Forer, Thierbuch, u. a. w. gesprochenes zīnsen, kūnsch repräsentieren. Auch im Griechischen sei die Dehnung schon vor dem Ausfall des ν dagewesen.[1]

Oder b) man läfst sich's an der genäselten Aussprache des langen Vokales genügen und verzichtet auf den Nasal selber, welcher sich somit seine eigene Grube gegraben hat. Der Nasal, namentlich n, ist ja an und für sich schwächlicher Konstitution.[2] Daher hat ihn das Alemannische, mit Ausnahme weniger Thalschaften in Wallis, Bern und Bündten, im Auslaute selbst der Stammsilbe, und der Ueberlieferung gebildeter Schreiber zum Trotze gewifs schon sehr früh, fahren lassen. Er schwindet auch leicht aus dem Inlaute, wo er zwischen Konsonanten eingeklemmt lag, z. B. *Erst*, *Erist*, *Ersch* = Ernst; *z'Erstem* = im Ernste; *erstig* = emsig. Namentlich der Innerrhodner spricht ihn sehr leicht und bildet daher Formen wie *m'r hēd* = *händ*, d. i. haben; *Pfälli* = Pfännli. Mit Consequenz haben ihn denn auch das Griechische, Altnordische, Alt- und Ags. vor Spiranten aufgegeben, zum Theil sogar ohne Dehnung. Also blofs ≃ ohne Nasal, wie im Lat. cō˘sul, ī˘felix. Hier ist es, wo unser Simmenthal, Inner Rhoden mit einem Theile des Rheinthales sich einstellen; vgl. oben *Hā˘f*, *tā˘ze*, *Pfē˘ster* u. dgl. In der erstgenannten Mundart wird n überhaupt in der Vorstufe vor gänzlichem Verschwinden, also auch im Auslaute, wo es den übrigen Alemannen, ich darf hier sagen, keine Spur hinterläfst, an Nasalierung des Vokals getauscht, also *a˘chār* (halboffen, engl. ajar), *U˘spunni*, *a˘fe* (anfangs), und nicht etwa blofs im Zusammenstofs mit Sibilanten, auch: *a˘richte* u. dgl. Allerdings soll hier darauf aufmerksam gemacht werden, dafs in Dialekten, welchen das Näseln congen ist, sich überhaupt aus jeder Länge die Nasalierung von selbst, ohne fremdes Dazuthun entwickeln kann, und in gewissen (jedoch meines Wissens keinen schweizerischen) Mundarten dies zur eigentlichen Unsitte sich festgesetzt hat, so dafs man da keineswegs aus jeder genäselten Dehnung vor Spirant auf einen verschwundenen Nasal des Stammes schliefsen darf.

Oder endlich c) die Dehnung entledigt sich auch in dieser Lage der lästigen Nasalierung, welcher sie ihren Ursprung verdankte. Es

1) Mit Beziehung auf dieses letztere Idiom ist übrigens bekannt, dafs nicht das einfache, sondern nur das auf einen andern Konsonanten sich stützende ν Dehnung zu bewirken vermag. Kühner S. 219. Daher die ungleiche Form des Dat. Plur. von λέων und δαίμων.

2) Vgl. Dauer, kärnth., = Donner.

tönt uns ein reiner langer Vokal entgegen und der Nasal ist spurlos verschwunden. So in jenem goth. *thūhta*, ahd. *dūhta*. So im Lateinischen *quōs*, *quās*, *totiēs* u. dgl. für vorauszusetzende *quons* u. s. w. So im Umbrischen, wo *n* vor *t*, *s*, *z*, *k* (*g*) und *m* vor *p* ausfallen und gedehnten Vokal hinterlassen — ein Vorgang, welcher schon von Savelsberg in Kuhn's Ztschr. XXI S. 101 ganz richtig aus einstmaliger Nasalierung des Vokals erklärt wurde. Auch in den ahd. Flexionen, Fälle, von welchen J. Schmidt in seinen Nachweisen abgesehen hat, hatte W. Scherer (Zur Gesch. d. d. Spr. S. 104) die selben Uebergänge und die selben physiologischen Hebel scharfsinnig entdeckt. Auf diesem Boden sehen wir unsern Berner Oberländer Arm in Arm mit dem Indier wandeln, wie dieser *[āģ]*, *āģja*, bietet Jener *Āha* für den *anko*, *Anke* der derber angelegten Sprechorgane. Auf diesem Boden sehen wir denn auch, mit Ausnahme der auf der eben vorhin charakterisierten Stufe zurückgebliebenen Simmenthaler, unsere sämmtlichen schweizerischen Alemannen angelangt und sich begrüfsen mit den nordischen Stammesverwandten (Altnord., Ags., Alts.) und sogar mit sehr entfernten Vettern, den Hellenen. Aber gegen einen Irrtum müssen wir Protest einlegen, in welchen sich der verehrte Gelehrte durch ungehörige Verallgemeinerung der Birlinger'schen Angaben hat verleiten lassen, als ob nämlich das Nasalieren zum Charakter des alemannischen Dialektes gehörte. Gerade das Gegentheil: da wo die Alemannen urchig beisammen sitzen und nur unter einander verkehrten, keine Spur von Nasalierung. Diese taucht erst an den Rändern ihres Gebietes auf, einmal im Südwesten, wo sie sich mit französisch sprechender Bevölkerung berührten, vielleicht sogar — die Weichheit des dortigen Idioms und andere Eigentümlichkeiten unterstützen diese Hypothese — einigermafsen vermischten; also nicht einmal auf der ganzen welschen Grenzlinie. Und wieder im Nordosten, wo sie theils an Schwaben selbst, theils an solche Stammesgenossen grenzen, welche von Schwaben und Bayern angesteckt sind.[1] Und Birlinger's Zeugnifs betraf eben das transrhenanische Alemannisch. Wie sehr das Näseln den Schweizern im Allgemeinen abliegt, zeigt u. A. das französische *enfin*, welches in die tägliche Sprache der westlichen Grenzkantone zwar übergegangen ist, aber mit *afin* gleich lautet. Die Aussprache *rengnum*, wie sie in Deutschland üblich ist (Rudolphi, Erweiterg. der Wurzelsilbe S. 32) ist bei uns unerhört. Weinhold, Al. Gr. S. 168 § 200 behauptet viel zu viel. Einer grofsen Anzahl seiner Belege liegt eine apokopierte Form unter.

1) Bünden in seinem Haupttheile kam gar nicht in Versuchung, da weder das Romansch noch das Italiänische die Nasalierung kennt.

Diese dritte Art der dritten Gruppe treibt nun noch einen Absenker: Steigerung des Vokals statt bloſser Dehnung. Die Beispiele im Griechischen sind unsern Lesern geläufig; sie taucht auch im Goth. auf, verglichen z. B. mit dem Latein: *fundo : giuta*, gieſse; *tundo : stauta*, stoſse; *grandis : [graut]*, groſs und Aehnliches haben wir aus den anderen alten germanischen Dialekten eben vorhin (S. 68) erfahren. Wir haben auch gesehen, wie ein Theil der Alemannen dieser letzten möglichen Stufe der Entwickelung entweder ganz (Zürich, Aarg., Luz. Gäu, Berner Unterland, Solothurn und Basel) oder bloſs für an, en (Vierw.) oder endlich bloſs für en (Davos und Schaffhausen) beigetreten sind. Also nicht bloſs die Quantität, auch die Qualität des Vokals ist der Einwirkung folgender Nasale ausgesetzt. Schmidt macht den Vorgang mit seiner gewohnten Klarheit und Anschaulichkeit begreiflich. Der den Nasalen inwohnende Stimmton hat in seiner Klangfarbe die gröſste Verwandtschaft mit *u*, daher wird der vorhergehende Vokal gerne verdunkelt und verdumpft. Vgl. lat. *humus* neben *χαμαί*; die englische Aussprache von *son* u. dgl., welche zusammenfällt mit *sun*. Daher auch die verbreitete Aussprache *Eumer*, *Heuwch* u. dgl. für Eimer, Heimweh. Daher wird das aus *an* hervorgegangene *a˜*, resp. *ā* leicht zu *o˜*, *ō* (vgl. oben S. 52 *on* für *an*) und am Ende wie in dem glarner. *gū*, *lū* und *chūs̊t* für „*gān*, *lān*, kannst" vollends zu *u*. Daher jene *ō*, *ö* und namentlich die unreine Aussprache derselben *ò*, *ö̀* in Appenz. u. s. w., in Glarus das nach *o* geneigte *ù*, *ǜ* für *un* und *ĭ*, *ē* für *en*, *in*, *ein*. Oder auch anstatt den Vokal chemisch zu durchdringen und zu färben, „emancipiert sich das nasale Timbre des genäselten Vokals und wird zu dem ihm sehr nahe liegenden selbständigen Vokale *u* oder *o*" und — der Diphthong (au) ist geboren. Im Englischen sehen wir den Vorgang vollzogen, ohne daſs der Nasal sich aufgegeben hat: das deutsche Präter. band hieſs auch ags. so, mittelenglisch aber bereits verdunkelt *bond*, neuenglisch *bound* (was eine Mittelstufe *bo˜nd* voraussetzt). Das Alemannische geht einen Schritt weiter: Gans — Gãns — Gauns — *Gaus*. So weit Schmidt. Aber wo bringen wir unsere vokalisierten *èi*, *éi*, *ou* und *öi* aus en, in, un, ün unter? Schmidt steht in der Beglaubigung, daſs nur *an* solche Vokalsteigerung erfahre. Es wurde oben (S. ~~206~~ 36) vorweg die Hypothese gewagt, es liege sowohl dem Diphthong für „in" u. s. w. als demjenigen im Auslaute für *ī* u. s. w. repetierte Kürze zu Grunde; im Auslaut aber sei z. B. *ou* aus *u* + *u* = *ū* entstanden, im Inlaute dagegen aus *u* + *u* = *un*, *u˜*, *ū*. Wie ein *u* aus *n* sich entwickeln könne, hat uns Schmidt bei Anlaſs von *an* klar gemacht; es bieten somit die Fälle wie *Doust* für *Dūst*, Dunst keine Schwierigkeit. Der Umstand,

dafs in aargau. Mundart der Diphthong von *Doust* nicht übereinstimmt mit demjenigen von *Bou* (alt *bûw*) zusammengenommen mit den oben S. 36 erwähnten Differenzen verhindert uns, die Form *Doust* unmittelbar aus *Dūst* entstehen zu lassen; es wird vielmehr diese gedoppelte Stufenfolge vorauszusetzen sein:

Du͂nst ⟨ *Dūnst* — *Dūst* / *Duunst* — *Dounst* — *Doust.*

Ich sehe keinen andern Weg offen für die Erklärung der Formen *fèister* und *Fèister.* Also:

fi͂nster ⟨ *fīnster* — *fīster* / *fiinster* — *fèinster* — *fèister.*

Fē͂nster ⟨ *Fēnster* — *Fēster* / *Fèinster* — *Fèister.*

Allerdings treibt der Nasal als solcher kein *i* hervor, hingegen dem *n* als einer Dentale ist die Natur jenes Vokales congen (Rumpelt, Gramm. I, S. 90, 2). Vgl. *Μασσανάσσης : Masinissa.* Während dem Latein vor *m* als Zwischenvokal *u* dient, braucht es vor *n* dagegen *i*: *Alcumene* — *techina* für griech. *Ἀλκμήνη*, *τέχνη*. Auch jene oben (S. 68) erwähnte in gewissen Sprachperioden oder Sprachbezirken beliebte Vokalsteigerung *ei* für *e* liefert Belege.

Nachdem das Was und das Wie des lautlichen Vorganges mehr und weniger ergründet worden, möchte man wol gerne auch wissen, wann denn dieser Brauch in unserer Sprache aufgekommen sei. Es ist oben S. 31, 32 und 40 bei Anlafs der Vokabeln *Goust, Deis* und *Hauf* plausibel gemacht worden, dafs sich derselbe wenigstens in gewissen Wörtern im 18. Jahrhundert zum Unterschiede gegen frühere Gewohnheit, z. B. des 16. Jahrhunderts, ganz eingefleischt hatte. Bezeichnend ist, dafs die im Jahre 1716 erschienene Ausgabe des Denzler'schen Wörterbuches nicht anstand, *pytina* mit „weintausen" zu verdeutschen, da doch in der kaum ein halbes Jahrhundert früheren Ausgabe die richtige Form zu lesen war. Im Jahre 1710 schrieb zwar der gelehrte Sal. Hottinger, ohne des inneren Widerspruchs gewahr zu sein, „*odorem fumi referunt. Nostri* (*Idiomati et Dialecto non minus quam glebae patriae affixi haeremus*) *vocant Bränselen.*" Allein noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts schrieb eine volkstümlichere Feder in das Kirchenbuch zu Hausen a. A. „*köufftig,*" und selbst die Mandate der Regierung von Zürich nehmen keinen Anstand, nicht nur im Jahre 1676, sondern noch am Ende des 18. Jahrhunderts die Formen *Thausenweise, Tausen, deyfs* zu gebrauchen; freilich datiert aus der gleichen Zeit auch bereits das Erwachen des Bewufstseins von der provinciellen Eigenart, und daher tauchen im Jahre 1779 auch

Tansen auf. Aber auch im 17. Jahrhundert und viel früher müssen die vokalisierten Formen der Alltagssprache mehr oder weniger geläufig gewesen sein, und manches Beispiel liefsen Schreiber und Schriftsteller arglos aus der Feder schlüpfen. Im „Kirchenrodell zuo Neudorff" vom Jahre 1678 ist eingetragen: „Item die h. Obrigkeit zuo Luzern für schilt vnd pfeister." Der mehrfach erwähnte Philolog Redinger gewährt zwar nur die volle Form des Wortes Glunse, sonst aber scheut er sich nicht, neben einander zu geben: „die, das *linse, leise, lens; zünslen, zeüslen, scintillare;* die *tringel, trinklen, treichel, schelle;* die *tause, tanse;*" und dazu das sonst nirgends in dieser Weise überlieferte, wahrscheinlich auch zu Redinger's Zeit nicht mehr lebende, und eben darum hier stark wägende Grundwort „*dinsen, deisen*, wegtragen"; ferner, wo ihm die Grundform nicht beifiel, einfach „*treüfsen gemere.*" Sehr willkommen ist uns die Aufzeichnung „dins, deis, auff borg" (vgl. oben S. 22). In Meier's Winterthurer Chronik findet sich neben einander: „der einen bluttrufs hauwt" und „do hand die kind mit dem fhür umbin zünfslett." Bei R. Cysat findet sich u. A. *Züsler, Glüssen* = Funken, *glussen* = glimmen. Maaler bedient sich blofs der Form Yfel, Yffel; dagegen schreibt er neben einander Grans und *Graufsle.* Die in Unterwalden geschriebene Comedia de conversione St. Beati sagt: „Dann Mancher thuot so gar vil han Es hätent *saufft* ihr zächen (ihrer zehn) dra." Eine Alp ob Wisenberg trägt auch im Ndwald. Landbuch vom Jahre 1545 den Namen *Träichy* (wol = Tränke). Im Anfang des 16. Jahrhunderts schrieb Th. Platter zwar wiederholt „wunschten" (Präter. mit dem wallisischen Rückumlaut), aber sprechen that er gewifs wie seine Landsleute von heute, nämlich *wîse* (d. i. wüse) für „wünschen," daher entwischt ihm einmal der Walliser Idiotism „gelik gewifsst." [Glück gewünscht]. Der Berner Ziely, ein Zeitgenosse, schreibt: (Olwier vnd Arto) „sie lagen in den festren" [Fenstern]. Der selben Zeit gehört das Tagebuch des Schaffhausers Hans Stockar, welches reich an Beispielen unseres Lautgesetzes ist: füff; Isbrug [Innsbruck]; Müsterlingen; Müster; Rus; wüscht; zysett. Auch Rüeger bietet die Form „wasserrüssen" dar. Dagegen konnte ich in dem ganzen, von Dr. J. Bächtold soeben herausgegebenen Salat blofs eines einzigen Beispieles[1] habhaft werden, welches durch seine Vereinzelung natürlich verdächtig wird. Im Deu. Wtb. wird (5, 2666 f.) aus einem alten Fastnachtspiele die Form *Kust* und du *kust* beigebracht. Laut Meier's Ortsnamen wird *Auslikon* schon im 15., ja schon im Anfange des 14. Jahrhunderts von einzelnen Schreibern in dieser

1) L. c. S. 265: ein liecht in der vistere.

Form aufgezeichnet. Zwar steht im Taufbuche von St. G. Altstätten der Geschlechtsname Zündseler; dagegen schon 1404 in der Tagmerseller Gerichtsordnung „pluotruſs"; im Stadtbuch von Winterthur „seine jährlichen einkóufft" (Einkünfte); in einer Bündn. Urkunde (v. Mohr, Cod. dipl. II, 371) vom Jahre 1344 die Form „isel" für Insel, Au. Wir könnten am Ende bis zu unserem Notker hinaufsteigen, welcher *isila* für Insel, *chúste* für Künste bietet. In alemannischen Schriften jener frühen Zeit steht *âst* neben *anst*, *zůkuft* u. A. m. (Mehr dgl. s. im Deu. Wtb. l. c. 2667 oben und 2647 f.) Eine Umschau in der älteren deutschen Litteratur würde aber aufdecken, daſs vereinzelte solche Beispiele nicht bloſs bei den Alemannen und Oberdeutschen zu finden seien.[1] Wir haben es also mit altem Überkommniſs zu thun, und aus diesem haben sich, was ich schon in der Einleitung vorweg genommen, mehrere Formen da eingenistet, wo man sie am wenigsten vermuthen sollte, in der nhd. Schriftsprache: „Kleister, Speise, düster," dazu noch „Oswald"; vermuthlich auch das aus dem Ndrd. angenommene „drieseln" = sich drehen und „dresen" = schnauben, beide unser *trinsen.* Auch die Form Biese für Binse ist niederdeutschen Ursprunges. Ebenso das Verbum „deucht." (F. Bech.) Süden hieſs allerdings schon im Mhd. auch *sûd* (von der Volkssprache z. B. um Aschaffenburg richtiger verhochdeutscht Saud), daneben aber *sunden,* wie auch das Altn. schwankt zwischen *sydhri* (südlich) und *sunnar* d. i. *sundar* (nach Süden). Die nhd. Schriftsprache hat sich für eine Form entschieden, welche nur scheinbar mit denjenigen der nordischen Dialekte (ags. *sûdh,* engl. *south,* neundrl. *zuid*) stimmt, im Grunde aber auf kurzem Vokale basiert. Das Ahd. weist nur die volle Grundform auf: *sunt*, welche denn auch in volkstümlichen Bezeichnungen bis heute fortlebt; so der Sundgau des Elsasses; der *Sunderluft* = Südwind (Appenz. und Graubünden). Neben dem oben S. 24 genannten Flins (bei Adelung u. A. Fleins) anerkennt das Deutsche Wtb. auch die Form Fliese, welche das altn. *flîs* wiedergibt. Wir wissen übrigens ja bereits zur Genüge, daſs die Verduftung des *n* nach gedehntem Vokale eine ganz allgemeine Spracherscheinung ist. Die Unterstützung einer lautlichen Besonderheit durch Sprachvergleichung wird aber um so fester, je enger wir den Kreis ziehen, je mehr wir uns auf die Sprachen verwandter Stämme beschränken. Gehen wir daher nicht über die germanische Race hinaus. Es ist schon bemerkt worden, daſs es vor Allem die nordischen Dialekte sind, welche die anderwärts nur mehr sporadisch geübte Licenz

1) Den von Anderen bereits registrierten Fällen seien ein paar aus Diefenbach's Gloss. beigefügt: *Tintinnabulum*, *klāchel*, *clains glocklein* — offenbar = Klenkel. *Besel*, *bosel* neben *pamsel.*

zu einem mehr und weniger consequenten Verfahren umgewandelt und Regel hineingebracht haben. Im Altn. fällt *n* vor *s* gewöhnlich aus, vor *dh* und vor *k* zuweilen; im Alts. und Ags. vor *f*, *dh* und *s*.[1] Dieser Sprachgruppe gegenüber steht das Gothische in edler Einfachheit da; mit Ausnahme jenes Lehnwortes *mēs*, welches wahrscheinlich schon in den romanischen Volkssprachen seine Liquida aufgegeben hatte, als es an die Gothen gelangte (vgl. Wackernagel, Umdeutschung S. 28 resp. 25), und zweier oder dreier anderen Fälle, welche Joh. Schmidt (S. 60 Anm.) und auch sie nicht mit Entschiedenheit anführt, verzichtet es auf diese Spielerei und wahrt dafür seinen Wortstämmen und seinem Vokalismus eine bewundernswerthe Durchsichtigkeit. Ebenso ist, wie uns Wackernagel (Bindings Burg. rom. Kgreich I, 346 f.) gesagt hat, das Verhalten des Burgundischen. Im Deutschen dagegen, wenn wir nur erst vom Kothurne der gebildeten Sprache herunter steigen zu den Mundarten, krabbelt es von vereinzelten Beispielen, ohne dafs sich jedoch irgendwo eine bestimmte Gesetzmäfsigkeit und fester Brauch entdecken liefsen. Ich kann mich nicht dafür austhun, die aufserschweizerischen Gebiete darauf hin auch nur einigermafsen systematisch abgesucht zu haben, sondern mufs mich darauf beschränken, eine Hand voll Beispiele zu geben, welche ich mehr nur dem Zufalle verdanke. Zuerst aus ndrd. Mundarten: *dûster*, *dûster; Gaus*, Plur. *Gäus* und Demin. sogar *Güssel; ûs* = unser; *Tās* = Tanse; die *Pāse* = Beutelwurst, vgl. ital. *pancia; sacht* und genetivisches Adverb *sāz* = oberd. sanft. — Aus mitteld. Gebiete: *Rāft. sāft.* — *Gāns, Gȫs* u. dgl. *ūs* und selbst mit verkürztem Vokale = uns. — Ober-

1) Einige Beispiele für viele. Altn., alts. und ags. *fif*, engl. *five*. holl. *vijf* d. i. *feif*, alem. *fǖv*. — Ags. *softe* und *sefte*, alem. *säft*, *seft*. Engl. *forsooth* = fürwahr, ags. *sōdh*, alts. *sōth*, altn. entweder *sadhr* oder *sannr*, zwei Nebenformen, welche gleiches Erbrecht haben an der Grundform *santha*. — Altn. *ōthrum* (Dativ), alts. *other*, ags. *odher*, engl. *other*. — Altn. *kudhr* und *kunnr* (d. i. *kundr* = goth. *kunþa*, kund), alts. *kuth*, ags. *kudh*, engl. *uncouth*. — Altn. *mudhr* neben *munnr*, alts. *muth* neben *mund*, ags. *mûdh*, engl. *mouth*. — Goth. *uns*, altn. *ōss*, alts. *us*, engl. *us*, dän. *os*, schweiz. *üs*. — Goth. *hansa*, ags. *hōse*. — Goth. *anst*, altn. *āst*, ags. *est*, Aarg. Aust. — Altn. *ōsk*, *oeskja*, schweiz. Wüsch, wǖsche. — *Hengest*, der König der Angelsachsen, heifst im Sachsenspiegel *Hest*, bei Paul. Diac. *Hesternus*. — Ags., altfries., engl. *dust*, isl. *þust*, dän. *dyst*, ndrd. Dust und selbst in die mhd. Litteratur eingedrungen *diu dust*, unser Dûst, Tûsch. — Sollte nicht unser Uschlit verwandt sein mit der ersten Hälfte des isl. und schwed. *ister* (Fett)? — Endlich noch der Guttural. Altn. *drekka*, *drukkan*, dän. *trikke*, unser schweiz. trīche, ge-trûche; *thykkja*, dûche (dünken); *thökk*, dän. *takk*, Dāch, Dauch (Dank); *bekkr*, Bāch, pl. Bēche (Bank) u. s. w. u. s. w. Ich brauche nicht darauf aufmerksam zu machen, dafs auch hier jene Färbung der Vokale, welche den Durchgang durch Nasalierung voraussetzt, in zahlreichen Spuren sich zeigt.

hessisch *dreisen* für *drensen* der übrigen Landesgegenden = stöhnen, trinsen; *fleifsen* für *flenzen* (das Gesicht zum Lachen verziehen); *Leisel* für *Lensel* (Garbenseil) u. Ä. — Das von Weinhold aus Schlesien beigebrachte *Faust-* oder *Fauzmauke* = eine gewisse mit Butter begossene Mehlspeise, lehnt sich mit beiden Silben an Wortstämme mit *n*: vgl. Munke = Polenta und unser *Fänz* (oben S. 335), jene fette Älplerspeise. — Hingegen hüte man sich die schlesische Form „eis Bette" d. i. ins Bette (Weinh. 108, 6) ebenfalls hieher zu ziehen, da sie vielmehr auf dem Simplex ei = in beruht. — Roman. *pesare* (aus lat. *pensare*) = abwägen, ist hin und wieder allerdings mit dem selben Vokale in deutsche Mundarten übergegangen; doch überwiegen die Formen mit ei (Vilmar 296. Frisch II, 43. Schröer 244); dieses aber läfst sich nicht, wie geschehen ist, einfach als Spielart von *e* auffassen, sondern setzt gewifs die Grundform *en* voraus, durch welche sich allein auch das *sch* der wetterauischen Form peischen erklärt. — Das thüring. *Mädchenfister* und nd. *-füst* = mädchensüchtig, gehen zurück auf ahd. *funs*. Und so erklärt sich auch der Spottname Kirchenfeister (älter die *kirchenfisterin*) des Deutsch. Wtb., obwohl er in dieser Form an eine andere, derbere Vorstellung angelehnt ist. — In der Eifel *dasen* = ziehen, abgeleitet vom Präteritum von *dinsen*. — Im Harz bezeichnet *Flauze* eine düstere Lampe; in Schlesien *Funze* (*Flunze?*). — Henneberg. *zeiselich* neben *zinserlich* = schwächlich. Das kurhess. *maisch* = rossig, will ich nur verläufig hier registriert haben; die Etymologie soll weiter unten folgen. — In der Ob. Pfalz spricht man *kra͂k*, und ohne Zweifel in ähnlichen Fällen ähnlich. — Ostfränk. und Bair. Wald *ai* für *e* als Ersatz für *n* (Kuhn's Ztschr. 17, S. 1 f.). — Dafs die Ruhlaer Mundart *u* vor *nd*, *nt*, *nz*, *nsch* in *oi* ausweichen läfst, schlägt ebenfalls in unser Thema ein. — Der fragliche Prozefs gewinnt — ob blofs zufällig? — an Reichtum der Belege, wenn wir zu den Oberdeutschen vor und den Alemannen näher rücken. Zunächst die bair.-östr. Mundarten. *Soft*, *saft* = behaglich; „cimbr." *süfteg* = angenehm. — *Raft*, *Roft* = Ranft. — Die *Ruft* = rauhe Rinde, Rumpf. — Tirol. *Pru͂ft* neben *Pramft* = Rand. Man beachte die Verdunkelung des Vokales. — *föüfzek* = fünfzig (ungr. Bergland). — *Auschl*, *Deuschl* = Oswald, Answalt (Egerland). — *mauntschen* neben *mantschen*. — Die *Pätsche* neben *Pantsche* = Wanst (Höfer I, 56. II, 310). — Das bair. *bläschet* = aufgedunsen, ist genau das glarnerische *blanschet*, und wie tirol. *Bläsche* = Schote, *Blösche* = aufgedunsenes Gesicht, abgeleitet von *blān*, dem Particip zu *blāhan* = *turgere*. — *prüscheln* = *brünseln*, anbrennen (Cimbr. und Lusern.) — Die *Tēsen*, das *Tēsel* = hölzernes Geschirr, läfst sich trotz dem Um-

laute kaum vom schweiz. *Tanse* trennen. — Auf die *Deise* (Schmell. I, 546 resp. 401) komme ich zurück. — Die *Tre˜schn* = verdrüfsliches Maul, und (siebenb.) *trīsten* = stöhnen, finden ihr Etymon in unserem *trinsen.* — Die Ansbäume heifsen im Salzburgischen *Ensbäume*, aber auch *Eisbäume.*[1] — Fenster lautet im Bairischen auch etwa *Föster*, cimbr. *Vestar*, lusern. *Vēstar* und sogar *Fēder.* — *Gofs* = Gänserich (Schmell. I², 949 resp. II¹, 76); *Gōs* = Gans (Krain). — Tirol. *gatschig* = ziererisch, neben *gantsch* = stolz. — Neben *Gspons*, *Gspunz* gilt bair. in abgeleitetem Sinne *Gspu˜si* = Mädchen. — Im Egerland wird das mhd. *kanz* (Rand) zu: die *Kauz'n* (Seitenausbruch des Brotlaibes). — Schmeller (I, 1340) bietet das *Kleifsel* = Schelle; es scheint das selbe Wort zu sein wie die *Klinsel* (ib. 1335). — Östr. *sich mausig machen* ist das schwäb. *manzig.* — Tir. *Rītsch* = Wasserleitung, dürfte sich als [Rüntsch] Runz deuten lassen. — *üs*, *eus* kommt in diesem ganzen Sprachgebiete neben üns (uns) vor. — *Zīs*, cimbr. — Es gibt Gegenden in Baiern, wo man nach burgund.-alemann. Art spricht *sche˜hhe*, *Schi˜hhe*, *Schi˜hhel* u. dgl. für schenken, Schinken, Schenkel. — Das ital. *cionco* (verstümmelt) haben auch die deutschen Tiroler angenommen; sie benennen einen Ochsen, der nur ein Horn hat, mit *Tschuek*, *Tschunk.* — Mit Schwaben betreten wir die eigentliche Domaine der Nasalierung. Laut Ztschr. II, 469 tönt jedes *a* vor *m*, *n*, *ŋ* mit nasaler Färbung und erfährt in gewissen Gegenden zugleich Dehnung, z. B. *Bā˜k*, *Hā˜d.* Im Präfix au- hinterläfst das abfallende *n* seine Spur in der Nasalierung und zwar gleichviel vor welchem Konsonanten. Anderseits taucht der Nasal an ungehöriger Stelle auf: *Anglen*, was anderwärts Hanfaglen heifst. Freilich geräth derjenige, welcher blofs auf die schriftlichen Mittheilungen angewiesen ist, leicht aufs Eis, indem möglicherweise der Nasal mit zu verstehen ist, wo nur das Zeichen der Nasalierung vor Augen liegt, oder umgekehrt der Buchstabe *n* blofs die genäselte Aussprache des Vokales meint. Besäfsen wir eine richtige Grammatik dieses eigentümlichen Dialektes, so müfste uns nicht nur ein erstaunlich reiches Material als Parallele zu unserem Lautprocesse entgegen lachen, sondern sie enthöbe uns auch der geschilderten Unsicherheit. Für unsern Bedarf mögen wir uns jedoch einstweilen jedenfalls ruhig derjenigen Belege bedienen, in welchen der Nasal einen Diphthong getrieben hat. *Sau˜ft.* — *fei˜f* d. i. feunf, fünf. — *Zauft.* — *au˜chzen*, *au˜zgen*, *au˜sgen* =

1) Ich will dieses Beispiel immerhin nicht urgieren, da wir auf Spuren von einer Vermengung der Begriffe Brückenlager und Eispfahl zum Schutz der Brücke auch anderwärts stofsen. So in der Berner Stadtrechnung vom Jahre 1500: „Die Ischbäume anzulegen.“

anchzen, ansgen. — *Braust* (Brunst). — *bräunselicht* (nach Brand schmeckend). — *Tause* (Dose). — *dei˘sele* träge", „dehnend" einherschreiten. — *Gei˘s, Ge˘s* (Gänse). — *meiſs* (nicht trächtig); vgl. Mänse S. 19 und *mäisch* S. 76. — *Meinsch* (Mensch). — *eis* (üns), in Heilbronn *aus* (uns). — *Urbau˘sch* (Verbunst). — *zeisle* (locken) von *zänslen* u. s. w. u. s. w. Freilich bedarf das Schwäbische weder einer Spirans, noch überhaupt einer konsonantischen Stütze für den Nasal, um den Diphthong hervorzubringen; vgl. *au*^{n} = altd. *āne*, ohne. Ja sogar begegnet der Diphthong scheinbar ohne alle Veranlassung. Schmid führt Beispiele an wie *Blaust* statt *Blāst* (Blähung); allein andere Schreibungen, welche er daneben darbietet, z. B. *Au*^{n}*ser* für *Āser,* oder gar *Faunst* für Faust verrathen unzweifelhaft, daſs sich wenigstens auf einer frühern Sprachstufe ein (unorganisches) *n* entwickelt hatte, welches dem Diphthonge rief, der dann verblieb, auch nachdem sein Erzeuger verduftet war. So läſst sich nun auch das von Birlinger, Wörterbüchlein S. 13 und 96 beigebrachte *Au˘gle˘ster* (Gespenst) ganz einfach an *aglaster* (Elster und Hexe) und dessen schweizerische Umdeutung *Haglaster* anknüpfen. Wie manche Berührungspunkte also das Schwäbische mit dem Alemannischen darbietet, und wie sehr dasselbe ebenfalls angethan ist, das Material für das Gesetz von der Vokalisierung des *n* zu äufnen, so sehen wir es hinwieder seine eigenen Wege einschlagen, wohin das Alemannische nicht folgen kann. Das Schwäbische bedürfte und verdiente daher seine besondere Behandlung durch sachkundige Hand. Am nächsten aber muſs uns die Frage berüren, wie sich unsere alemannischen Stammesgenossen jenseits des Rheines und an der Ill unserem Lautgesetze gegenüber verhalten. Auch hier muſs ich bekennen, daſs ich, leider persönlicher Beobachtung an Ort und Stelle und direkter Mittheilungen entbehrend, auch in der Litteratur mich nur sehr kursorisch umgesehen habe. Um im Westen zu beginnen, so ist mir jene einzige Form *öuns* (Ztschr. III, 484) bekannt, welche zwar nicht unserer Regel bis ans Ende folgt, aber doch für den Verlauf unseres Lautwandels höchst instruktiv ist. Daneben lese ich *brenſsle* = angebrannt riechen; *Kensterle* = Schrank; *glunze* = schimmern; *Gstunse* = Schnellkügelchen; *Anke.* In demjenigen Dialekte, welchen man eine Zeit lang als den specifisch alemannischen anzusehen sich gewöhnt hatte, tauchen Beispiele auf, aber selten: in der Allemannia von Dorn u. A. 1843, bei Kohlund u. A. gar keine; und doch läſst sich vermuthen, daſs die Vokalisation des *n* in einer älteren Periode nicht ganz unbekannt war; ich schlieſse das aus dem Bergnamen *Flausen* des 17., *Flauser, Flaunser* des 18. Jahrhunderts, welcher latinisiert *Mons Flansen* heiſst. Hebel, an der

schweizerischen Grenze schöpfend, bietet (um von *bause*, *Deisch* einstweilen abzusehen) *üs*, *üser*, *feuf*, Matten *rausen* (mit Wassergräben, Runsen, durchziehen); sonst schreibt wenigstens auch er Ranft, glunse, grumse, chunnsch, Anke u. A. m. Dafür, dafs die transrhenanischen Alemannen sich der Vokalisierung des *n* weniger allgemein ergeben haben, dürfte eine leichte Andeutung auch in der auffallenden Differenz liegen, dafs die in der Schweiz verfafsten und gedruckten Schriften über die Begebenheiten des Zwölferkrieges (1712) durchweg von „Seifs" sprechen, in Waldshut dagegen der „Bericht der herrlichen Victorii zu Sins" erschien. Doch Birlinger läfst uns ganz unerwartete Blicke in die genannten Distrikte thun, und seinem rastlosen Sammeleifer, Sammeltalent und aufmerksamen Ohre verdanken wir nicht blofs eine ganz hübsche Anzahl von Nachweisen der Vokalisierung in verschiedenen Gegenden, sondern auch eine Menge von Übergangsstufen und Vokalaffektionen, welche die Schmidt'sche Theorie auf's Überraschendste bewähren. So die Verdunkelung des *a* in *Onke* u. dgl., des *i* in *We˜ter* (Winter) u. dgl.; die Entwickelung des Diphthonges *ei* aus *e* vor *n*, sogar Formen wie *Wei˜ter* (Winter), i *bei˜* (bin), *Zei˜stig* (Dienstag). Neben Erscheinungen, welche ganz mit unseren schweizerischen im Einklang stehen, als *Gäs*, *Gaus* (und *Gau˜ns*), plur. *Gäs*, *Gais; Zîs*, *fister*, *Lîse*, *Bîse*, *Kûst*, *fîf*, *Rei˜k* (Ränke), *Bei˜k*, *trei˜ka* treten auch Beispiele auf, von denen bei uns keine Spur zu finden ist, als *Däumpfle* (Dämpfchen), *Mei˜sch* (Mensch) und, was besonders beachtenswerth, es entwickeln sich Diphthonge von ganz ungewohnter Farbe und an ungewohnter Stelle: *Dei˜kle* (Tünkli, d. i. Tunkschnittchen), *Kei˜nsta* (Künste), *au˜nner* (unser). Birlinger schreibt die Geneigtheit des Vokalisierens namentlich dem Allgäu zu. Auch dem Vorarlberg ist der Gebrauch nicht fremd; ich finde ihn sogar vor *ch* angewendet: *o˜che* (buttern).

Beachtenswerth ist, dafs gewisse Wörter existieren, welche in besonderem Grade zur Elision des *n* gelockt zu haben scheinen, indem nämlich die nasallose Form einer ganzen Reihe von Mundarten und Dialekten gemein ist. So besonders sanft, Infel; Gans, uns. Dazu gesellt sich Unke (Rudolphi, 18), welches, abgesehen von männlicher und weiblicher Nebenform, schon mhd. in drei verschiedenen Gestalten vorhanden war: der *unc* und das durch unsere Vokalisation daraus entsprungene die *ûche* (ags. *ýce*), neben der schwer zu erklärenden Form *ouke* (Auke). Die letztere lebt noch in gewissen Mundarten fort, welche sich die Doppelform zu nutze machen, um begrifflich zu dissimulieren, indem ihnen Auke, *Oikch*, *Vocke* u. s. w. die Kröte, *Unk* wie im Alt- und Mhd., im Lateinischen (*anguis*) und Griechischen (ἔχις)

die Schlange bedeutet. Auch die nd. Formen *ütze, ütsche,* (im Froschmeuseler: Eutze) beruhen auf dem Stamme „Unk" mit vokalisiertem *n*, während eine andere ebenfalls nd. Form den letztern Laut in dem Gewande einer anderen Liquida gerettet hat (*Ulk*).[1]

Trotz alle dem glaube ich die Behauptung aufrecht halten zu sollen, dafs es nur den schweizerischen Alemannen eingefallen und gelungen ist, theils den gelegentlich und unter sehr verschiedenen Formen und Umgebungen auftretenden Sprachprocefs an bestimmte Bedingungen zu knüpfen, theils dann aber mit aller Energie an die Erfüllung dieses engern Kreises zu gehen. Auch diese Vorgänge legen gerade wegen der sehr verwickelten Verhältnisse, welche sie im Gefolge haben, ein glänzendes Zeugnifs für die in der einzelnen Mundart waltende Gesetzmäfsigkeit ab. Dafs aber der selbe lautliche Vorgang, welcher sich bei uns zu einem förmlichen Gesetze krystallisiert hat, in spärlicherer Gruppierung oder sogar vereinzelt hin und wieder in anderen Sprachen und Mundarten vorkommt, ist eine Erscheinung, welche nichts Befremdliches an sich trägt. Es gibt wenige Sprachgesetze, zu welchen sich nicht verkümmerte Ansätze sporadisch in anderen Sprachengebieten entdecken liefsen.

Übersehen wir noch einmal die ganze sprachliche Erscheinung, welche den Gegenstand der vorliegenden Erörterung bildet. In der Sprache der schweizerischen Alemannen verschwindet der Nasal (*n*, auch *m* und *ŋ*) vor den Spiranten der drei Organe (*f; s, sch; ch*) und ihren verwandten Lauten (*pf; tsch, z*), immerhin so, dafs die Vokalisierung vor dem Guttural (*ch*) vorzugsweise von den sog. burgundischen Alemannen (Bern, Freiburg, Wallis und theilweise Bündten) gepflegt wird. Diese zuletzt genannte Spirans ist eben unter dem Einflufs des Nasals durch Erweichung der gemein-deutschen Tenuis (*k*) entstanden, oder, richtiger gesagt, sie ist wie im Anlaut der meisten Alemannen ein Überrest des alemannischen Doppellautes *kch*, welcher sich auf unserem Boden aus der Tenuis herausgebildet hat.

Dem Verschwinden des Nasals ist Dehnung des Vokales durch denselben vorausgegangen, und zwar werden *a, ä, ë, e* hier zu *ā, ǟ, ē*, dort zu *au* und *ei*. Auch aus *i, u, ü* ersprossen in einem beschränktern geographischen Gebiete (in dem nordwestlichen Viertheile) Diph-

1) Beiläufig gesagt, liegt in jenen nd. Wörtern nicht „Übertritt in den Zischlaut" vor, sondern dieselben sind Weiterbildungen mit einem beliebten Bildungsmomente, vor welchem dann — ein ebenfalls beliebter Vorgang — *k* verschwand, beruhen also auf einer ursprünglicheren Form *unkiza, ükeze.* Die Elemente dieser letztern liegen, nur umgestellt, noch vor in der Nebenform *ǖtske,* auch hat sie ein Analogon in dem ahd. *oketa.* (Mone's *robeta* ist wahrscheinlich das selbe Wort, und zu lesen *'r-oketa*).

thonge, doch von ganz eigentümlicher Farbe (*éi*, *ou*, *öi*); dagegen die Gebirgsschweiz namentlich hält an altertümlicher Einfachheit (*ī*, *ū*, *ǖ*) fest. In einzelnen Mundarten sind die Lautverhältnisse komplicierter. So gelangt Aargau zu 3—4 verschieden lautenden au und ei; in Appenzell kann *ē̃* sowohl *in* als *en* repräsentieren; dem Glarner hat der Nasal das *a* zu *o*, sogar zu *u* verdunkelt.

Unser Lautprocefs kommt nicht in Aktivität vor *s* der Deklination; auch nicht in den Nebensilben, und in der Composition nur, falls diese ihren ursprünglichen Charakter aufgibt und den Schein der Ableitung annimmt. Auch übt später eingeschobener (unorganischer) Nasal die geschilderte Wirkung auf den vorangehenden Vokal in der Regel nicht aus.

Es bleiben einige Fälle abzuweisen, welche unter unser Lautgesetz zu gehören scheinen, und zum Theil in die Concinnität desselben einen Rifs zu machen angethan wären.

Der Ortsname Bonstetten heifst in unserer Alltagssprache *Baustette.* Sollte dies mit der Vokalisierung des *n* in Zusammenhang gebracht werden, so wäre der Fall schon anstöfsig als Compositum, und ebensosehr durch den Klang des neu entstandenen Diphthonges. Es ist aber kein neu entstandener Laut, sondern der Schriftform Bon— gegenüber der alte und richtige. *Boum—* und *Boustetin* sind die urkundlichen Formen, und Bau verhält sich zu Baum, wie *hei* zu heim. — Mit einer noch allgemeineren Apokope wird *Fröfaste* aus Frōnfasten. Das selbe Wort lautet aber weiter herum *Fraufaste.* Es wiederholen sich hier die gleiche Frage und die gleichen Bedenken wie bei dem vorhin abgehandelten Namen, aber die Lösung ist eine andere. Wir haben es hier mit einer Umdeutung zu thun, einer Umdeutung, welche sogar eine neue Person geboren hat, die *Frau Faste*, in der bernischen Sage die fromme Spinnerin, welche dem Leichtsinne ihrer Schwester *Frau Vrene* (d. i. Venus) zur Folie geschaffen wurde. (S. die Mittheilung von C. Wälti in Tschudi's Neuer illustr. Zeitschr. 1850, S. 278). —

Stalder verzeichnet aus dem Bern. Obld. das Wort *Eisel* = Insel, und im Wallis trägt ein Hochthal den Namen *Eischel*, d. i. die Eischel, wie P. S. Furrer nicht unwahrscheinlich vermuthet, wegen der seiner Ausmündung im Rhonethal gegenüber liegenden Inseln. Allein unmöglich kann in diesen Formen das Wort Insel stecken, da jene beiden Landesgegenden ī unter keiner Bedingung diphthongisieren; es bleibt vielmehr nichts übrig, als mit Stalder Ableitung von *Ei* (= Aue) anzunehmen. — Die *Heinze*, *Heinse*, *Henze*, *Hense*, ein im regenreichen Gebirge wohl bekanntes Geräth, bestehend aus einem Pfahl mit Querstäben zum Aufhängen des halbdürren Heues, lautet an einem Orte

Heuze. Auch hier liegt eine Umdeutung vor, eine sehr ungesucht sich darbietende.[1] — Hugwald Mutius v. Bischofszell, Prof. in Basel, † 1592, ist von Hause aus ein Munz. Die Latinisierung lehnte sich nach damals beliebtem Brauche an den bekannten römischen Namen an. —

In *Mussi*, *Mussiö,* bei dem Luzerner Häfliger an der Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts *Musser,* haben wir das franz. *Monsieur* zu suchen, nicht aber vokalisiertes *n*. Der genäselte Klang des französischen Vokals ist den schweizerischen Alemannen fremd, blieb daher bei der Entlehnung einfach ohne Berücksichtigung. — Nicht mit der selben Leichtigkeit läfst sich *Fätsch*, eine in der schwyz. March vorkommende Nebenform von *Fensch, Fänisch, Panicum crus galli L.*, abthun. Freilich kann *n*, wie wir oben gesehen haben, vor *tsch* eben so wohl wie vor dem einfachen *sch* sich vokalisieren; es ist aber in dem vorliegenden Falle nicht geschehen, denn dann wäre *ei* eingetreten. Es liegt hier vielmehr in einem einzelnen Beispiele der selbe Procefs vor, welcher ital. *mostra* aus lat. *monstra,* mhd. *messener,* ä. nhd. Mesner aus *mensener,* d. i. lat. *mansionarius,* Hausmeister, u. dgl. erzeugte. — Freiburger Mundart besitzt das Wort *stühe* = vollstopfen; andere Alemannen sprechen im gleichen Sinne *stungge.*[2] Das erstere kann aber trotz der begrifflichen Berührung unmöglich aus dem letztern entsprungen sein, weil die reine Tenuis (*gg* = romanisch *c*) den Nasal kalt läfst. *Stuhe,* d. i. stuchen, ist trotz der auffälligen Verkürzung des Vokals kaum von *stûche,* stauchen, stauen, zu trennen. —

Wenn man die Form sint, welche noch am Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in schweizerischen Schriften üblich war, und das noch jetzt gehörte *sintemal* mit seit, alt *sît* (schweizerisch *sid; sider* = seither) zusammenhält, so liegt die Versuchung sehr nahe, die beiden Formen durch einen dem abgehandelten Lautprocefs analogen Übergang zu vermitteln und sît aus sint herzuleiten. In der That jedoch ist das Verhältnifs umgekehrt, und vielmehr sint, älter sînt durch unorganische Einschiebung aus sît (seit) entsprungen. —

1) Die Vielgestaltigkeit (es kommen noch die Formen *Honze* und *Huenze* dazu) macht fremdländischen Ursprung nicht unwahrscheinlich. An manchen Orten besteht nämlich die Tradition, dafs ihnen diese Geräthschaft von tirolischen Holzhauern gebracht worden sei. Aber im tirolischen Wörterbuche schaut man sich vergeblich nach dem Worte um. Einzig aus dem Allgäu und aus dem Vorarlberg kennen es Schmeller und Tobler; dort heifst es der Heuhainz, und Schmeller deutet es mit grofser Wahrscheinlichkeit auf Heinz (Heinrich) mit appellativer Wendung.

2) Z. B. den Heustock fest zusammen pressen. — *Gstungget voll.* — *Stunggewerni*, ein Gericht, zu welchem verschiedene Bestandtheile zusammen gestampft werden. — Von mhd. *stungen* = stofsen.

Ebenso verhält sich das nhd. Dienstag zu unserem *Zîstig;* vgl. Germania 19, 428 ff.; nur müssen wir gegenüber der dortigen Auffassung behaupten, daſs unser Wort die Urform Zîwes-Tag überliefere, denn eine Anlehnung an „Zins" hätte in gewissen Kantonen den Diphthong (Zeistig) mit sich geführt. —

Auch *eitweder,* in Saanen *eiter-,* einer von beiden, (als Conjunktion meist das flektierte Neutrum *eitweders*) verdankt seinen Diphthong nicht einem vokalisierten *n,* sondern besitzt seine volltönendere Form, da es aus dem unbestimmten Artikel und tweder (ahd. *dewëder*) zusammengesetzt ist, mit besserem Fuge als das Nhd. seinen kurzen Vokal, welcher, obwohl schon frühe aufgekommen, jetzt wenigstens sicherlich auf Miſsverstand und der Anlehnung an die bekannte Vorsilbe ent- (ent-weder statt en-tweder) beruht.[1]

Mit dieser Abfertigung ist aber die Frage doch nicht zur Ruhe gewiesen, ob *n* auch vor anderen Konsonanten als der Spirans sich vokalisiere. Sie scheint in der That bejaht werden zu müssen. Zwar kann ich mich keineswegs mit Weinhold (Alem. Gramm. § 200) einverstanden erklären, welcher, von dem für die Schweiz durchaus unrichtigen Axiom ausgehend, daſs genäselte Aussprache der gesammten alemannischen Mundart eigen sei, dazu kommt, eine groſse Anzahl von Beispielen unter diese Rubrik zusammenzufassen, welche sehr verschiedener Natur sind. So ist in *durstag* (Donnerstag) der Nasal durch die Konsonantenhäufung einfach hinausgedrängt worden, gerade wie in der jetzt üblichen Form (*Dunštig*) das *r* hat weichen müssen, beide gleich spurlos. Der Genetiv *ammas* beruht auf der Nominativform *amma, Amme,* und ist nur beachtenswerth als Beleg für das hohe Alter der in den alemannischen Mundarten jetzt fast durchgängigen Apokope des *n*, von welcher Weinhold im nächstfolgenden § redet. Unter diesen Gesichtspunkt fallen auch alle jene Pronominalflexionen wie *mîs* (meines), *mîr, mîre* (meiner, Genet. fem.) u. dgl., in welchen der diphthongisierte Vokal auch bei der nordwestlichen Gruppe von Kantonen unerhört ist. *Niemat* u. dgl. fällt unter die Verstümmelung von Nachsilben (wenn nicht lieber auch hier apokopierte Grundform will vorausgesetzt werden); jedenfalls ist *Līptig* (Leibgeding) so zu erklären; denn das Compositum ist zur Ableitung umgemodelt. Auch unser schweizer. *Béili* neben nhd. Biene (Bîne) kann den Etymologen leicht in den Sumpf locken, indem es ihm einen raren Fund, den Übergang von *in* zu *éi* vor *l* vorgaukelt. Der Diphthong

1) Auch das einfache „weder" findet sich mit dem Artikel componiert und anderseits „dweder" ohne den Artikel im gleichen Sinne. So im Landbuch von Schwyz.

erklärt sich aber wie in *Béicher* (Bienenstock),[1] nämlich als der für einen Theil der Schweiz die Regel bildende Übergang für altd. *î*. Das Deminutiv Beili beruht auf der nun allerdings durch dasselbe beinahe ganz verdrängten Grundform „die Beie," und dieses ist genau das alth. *pîa, bîe* (zweisilbig).

Gleichwohl läfst sich nicht in Abrede stellen, dafs *n* eine Neigung hat, vor den beiden Muten seines Organes, also vor *d* und *t*, zu verschwinden. Schon in früher Zeit begegnen die Schreibungen *Kûtrûn* für *Kuntrûn, sûden,* nhd. Süden, für *sunden, permît* Pergament; *niederst,* eine Ableitung von *niene* d. i. nirgends, im Gorm. Kirchenrodel 1626; und im Bregenzerwald ist dieser Procefs zur Regel geworden; und dafs er als ganz analog dem auf schweizerischem Boden geltenden Vorgange aufzufassen sei, beweist die damit verbundene Diphthongisierung des Vokals, als *Mau˜tel* (Mantel), *Sau˜d* (Sand), *Wiu˜ter* (Winter). Aus schweizerischen Mundarten ist ein von Stalder aus dem Bern. Oberland überliefertes Beispiel bekannt: *g'schwîd* = klug, vorsichtig, welches von Weinhold wohl richtig mit geschwind identificiert worden ist. In einem Theile von Appenzell wird im Plural der einsilbigen Verba *n* ebenfalls unterdrückt, und zwar, wenn ich recht berichtet bin, ebenfalls mit gleichzeitiger Dehnung des Vokals: *si chöd* (kommen), *ged* (geben), *göd* (gehen), *hed* (haben), *löd* (lassen), *med* (müssen, wollen).

Heimischer ist in gewissen Gegenden die Vokalisierung des *n* vor *w*: im Munde des Luzerners werden die Ortsnamen Inwyl zu *Ibel, Eibel* (*éi*), Tenwyl zu *Deiel* (*èi*) u. dgl. *Bauert* wird um Zurzach gesprochen für Bannwart, wobei die oben S. 64 besprochene Erscheinung in Betracht fällt. Im K. Zürich ist der Name *Heuel* bekannt; er ist entstanden aus *honwîl,* Hohenwil.

Die alten Schreibungen fieg, gieg (bei Etter Heini) zeigen die Neigung des gutturalen Nasales, zwischen *g* und dem organisch verwandten Vokale *ie* unterzugehen, was sich physiologisch sehr leicht begreifen läfst. Sehr fraglich dagegen ist, welche von den synonymen Formen *Böngg, Bäugg, Bögg, Brögg* (Vermummter; Nasenschleim)

1) Der 2. Theil, welcher aber hier seine selbständige Betonung aufgegeben hat, ist *kar, char* = Gefäfs.

2) Daneben gibt es Fälle, in welchen *n* blofs mechanisch elidiert ist, ohne dafs der Vokal im geringsten afficiert wäre. Z. B. Hutzikon (Meyer, Zürch. Ortsnamen) früher Hunzikon, woher der Geschlechtsname Hunziker; allerdings mit unechtem *n*, wie denn überhaupt der dreimalige Wechsel zwischen nasalloser Form und Nasalverstärkung in sehr zahlreichen Beispielen vorliegt. Für das oben S. 46 erwähnte *zänzle* spricht man in einem Theile des Thurgaues *zätzle.*

den anderen zu Grunde liege.[1] Noch weniger gehen uns hier die Formen *Baugert*, *Bäugert*, *Baukchet* neben *Bugert* (Baumgarten) an; denn jene erstere Gruppe beruht auf Apokope von *m*, und der Diphthong ist der ursprüngliche und rechtmäfsige Laut. Hinwieder ist das Verhältnifs von *teigg* (weich) zu *tängg* (lehmig) ein sehr zweideutiges. Vgl. das Brot S. 32 ff. Allein so viel steht fest, dafs das erstere Wort nicht aus dem letztern entsprungen, sondern aus dem Präteritum des Zeitwortes *dîgan* (kneten) gebildet ist.

Es sind also die Fälle, welche neben unserem grofsen Lautgesetze her laufen, kaum der Rede werth, und es bleibt dabei, dafs *n* nur vor den Spiranten mit Regel- und Gesetzmäfsigkeit vokalisiert wird.

Die Abrundung unseres Gesetzes wird viel weniger berührt durch die andere Frage, ob es der Konsonanten noch mehr gebe, welche wie *n* — doch wir dürfen den technischen Terminus nicht anticipieren, bevor wir die in Betracht kommenden Fälle im Einzelnen kennen.

Es ist bekannt, dafs **r** eben so häufig aus den Wörtern verschwindet als es sich unbefugt eindrängt. Die Fälle, wo das Erstere in unbetonter Silbe geschieht, berühren uns aber an diesem Orte gerade so wenig als das in gleicher Lage unterdrückte *n*. Auch jene an gewissen vorübergehenden Zeiten, an engeren Kreisen oder gar an Individuen haftende Eigentümlichkeit, das *r* gar nicht oder fast unmerklich auszusprechen, lassen wir auf der Seite.[2] In betonter Silbe ist der Ausfall von der Schriftsprache sanktioniert worden in Köder, Schwabe (Mehlkäfer), Hede (*stuppa*), Ekel, Miete (dessen Diphthong als eine Frucht des *r* betrachtet werden dürfte) u. A. m. In älteren Schriften steht auch noch Mader u. dgl. Grimm leitet auch mutzen auf murzen, butzend (= strotzend) auf burzen zurück. Ungesuchter ergeben sich die Beispiele in den Mundarten. Dieselben lassen sich in zwei Grup-

1) Jedenfalls sind die beliebten Hinweisungen auf Bock, auf Buckel u. dgl. ganz abzuweisen.

2) Diese als Schwäche des Organs und Fehler zu taxierende Aussprache war zu einer Zeit Mode in Paris unter einer Sorte von Leuten. welche man Les incroyables, les merveilleux nannte. Sie sprachen *Bodeaux* u. dgl. Auf den vom Weltverkehr abgeschnittenen Sternenberg, im hintersten Winkel des Zürichbietes, hat sich wahrscheinlich aus einem grösseren geographischen Umfange diese Sonderbarkeit zurückgezogen, welche Stutz in seinen Gemälden aus dem Volksleben V, S. 37 verewigt hat. „*Ach mön-em-Moge muefs-i füeh in Stenebëg uche go*" u. s. w. Es gehört diese Gegend mit zur Peripherie des Appenzeller Dialektes, in dessen Stammland jedoch der erwähnte Ausfall sich nur in vereinzelten Wörtern auf unsere Tage vererbt hat. Es mag übrigens die englische und ostpreufsische Aussprache den Weg zum gänzlichen Aufgeben des *r* veranschaulichen. Vgl. auch Schröer in Wiener Sitzungsber. XXXI, S. 285, Sp. 2.

pen sammeln: in solche, wo der Vokal keine Veränderung erleidet, und andere, da Dehnung zurückbleibt. Zu der erstern Art gehören die *Amäli* = Küchenschrank, aus lat. *armarium; Nachtheberig* = Nachtherberge; *nütwëts* = nichts werth, nichtsnutz; *vone* = vorn(en); das Eydgen. Lexikon von Leu verweist den Nachschlagenden von dem Ortsnamen Forch auf *Foch*, welches zu seiner Zeit die üblichere Aussprache mufs gewesen sein. Dehnung hat *r* gewirkt in Fällen wie *Föster* (Förster); *dēt* (dert, d. i. dort); *Hennitān* (Hennendarm, *Stellaria media*); *Hānischblätz* (ein Stück Ringelpanzer zum Fegen der Pfannen gebraucht); du *Nächtlig!* (Närrchen), von narrocht abgeleitet. Unsere Leser wissen bereits durch Grimm, dafs wir für Berchtold sprechen *Bæchteli* (*Bächtelis-, Bächtel-, Bätli*-Tag, und das davon gebildete Vb. *bächtelen*).[1] Die Beispiele zu der einen und der andern Gruppe liefsen sich wohl vermehren; dies Beigebrachte genügt, um zu zeigen, dafs trotz mancher Berührung mit der Vokalisierung des *n* (ich erinnere an die vereinzelten Vokaldehnungen[2]) denn doch von einem durchschlagenden Brauche und von Regeln nicht die Rede sein kann.

Noch mifslicher ist es um die Ansprüche des Konsonanten **ch** bestellt. Freilich gibt es sogar Fälle, vor welchen man sich einen Augenblick fragen könnte, ob nicht gar *n* selber in dem Worte stecke, deren Etymologie jedoch auf verschwundenes *ch* führt. So z. B. das oben (S. 18) erwähnte *āfse* = ächzen, zusammengehalten mit dem syn. *ansge*, in Wirklichkeit eine Nebenform von *āchse*. Zu *Leuse, Leusele*, Stütze der Wagenrunge, fällt einem wohl der *Lunn*, der Nabennagel, ein, an welchen die Leuse auch körperlich rührt; es hat aber das letztere Wort die vollere Nebenform Leuchse und ist bereits in der

1) So auch in amtlichen Erlassen z. B. 1780: „Die Gemeindsvorgesetzten sollen an der bechteleten auf die Gemeinds-Kosten nicht mehr als fl. 3 zu verthun haben.“ Übrigens ist die Erinnerung an die echte Form nicht blofs in ältern Urkunden erhalten (so im Elgger Herrschaftsrecht von 1535 „Berchteli-, Berchtili(s)-Tag“; in Berner und Luzerner Zunftsatzungen des 15. Jahrhunderts „St. Berchtentag“; auf eine andere Seite hin verstümmelt, a° 1656 in dem Buchtitel: „Turgöwischer Bärtelin Feyrtag vnnd newe Jahrswünschung u. s. w.“); sie schlingt sich auch in der lebenden Sprache fort: *Bärchtelitag*, der *Bärchtli* (übergetragen auf den Festschmaus) und *bärtelen* (übergetragen auf einen Brauch unter den Kindern zu Stammheim, da je ein Kreis von Gespielen sich, namentlich an Ostern und Pfingsten, zu einer Art Piknik zusammen thut).

2) Es ist beachtenswerth, dafs diese Dehnung sich auf die geradlinige Verlängerung des ursprünglichen Lautes beschränkt. Ich kenne nur ein Beispiel, welches sich mit den durch Vokalisation des *n* erzeugten Erscheinungen vergleichen läfst: der innerrhodische Geschlechtsname *Heischi* nämlich soll der selbe sein, welcher sonst *Hersche, Herrsche* geschrieben wird.

Zeitschr. VI, 336 mit Recht von mhd. *liuche* = schliefse abgeleitet.[1] Aber *ch*, das sich überhaupt leicht verflüchtigt, hält vor *s* selten Stand, wenn langer Vokal vorangeht, ohne dafs man es deshalb mit *n* vergleichen dürfte; während dieses in dem vorangegangenen Vokale aufgeht, verändert das verschwindende *ch* den Vokal nicht im geringsten, wohl aber assimiliert es sich dem folgenden Konsonanten, den es verschärft.[2] So bleibt der Vokal unberührt in *glîfsne* = dergleichen thun; „Schuster" entspringt aus *„schuechster, schuochsūter"*; unser *chīstere* (heiser athmen) führt das deutsche Wörterbuch mit viel Wahrscheinlichkeit auf *chīche*, keichen, zurück. Auch da, wo *ch* nach kurzem Vokale verschwindet, wie in gewissen deutschen Mundarten (Zeitschr. II, 496), und im ahd. *zësawa* aus got. *taihsvō* (die Rechte), *mist* aus got. *maihstus* (vgl. lat. *mi(n)gere*), hat es den Vokal nicht im geringsten afficiert. Nur scheinbar gibt es Beispiele des Wechsels von *a* + *chs* mit *ā* + *s*. Von den bair. Nebenformen Krechzen und Kreizen (Rückentragkorb) ist keine unmittelbar aus der andern entstanden, sondern sind beide in ähnlicher Weise, die eine durch eingeschobenes *n*, die andere durch eingeschobenes *ch*, aus „Krezen," *Chræze*, hervorgegangen. Wie nämlich organisches *ch* verschwinden, so kann auch ein unorganisches *ch* aufsteigen, ein Wechsel der Balance, welcher bei allen diesen Lautspielen zur Anwendung kommt. Auf diese Weise stehen vielleicht die Synonymen *schnüchse* und *schneuse* (schnüffeln, naschen) in ziemlich unmittelbarem Zusammenhange und gehören zu dem Substantiv [Schnau] d. i. Schnauze; doch darf nicht verschwiegen werden, dafs das schles. Schnichse, das schwäb. Schnickel, beide in der Bedeutung Schnauze, auf einen anderen oder anders gestalteten Stamm hinweisen. Wohl aber werden wir gut thun, von dieser Gewohnheit des *ch* Vormerk zu nehmen, da es bei der Ergründung des Etymons, wenn uns langer Vokal vor *s* begegnet, möglicherweise mit den Ansprüchen von *n* konkurrieren kann.

Anders verhält es sich mit **l**, der nahen Verwandten von *n*. Zwar wenn in Ortsnamen Wîher, Weier aus Wîler wird (Birlinger, Die alem. Sprache S. 95 f.), so beweist das nur eine zarte Constitution dieses Lautes, ähnlich derjenigen des *ch* (*h*). Dagegen erkennen wir die selbe Natur wie in *n*, wenn *l* den vorausgehenden Vokal dehnt (*bāld*) oder verdunkelt (*olt* = alt). Birlinger erwähnt diese Erscheinungen (a. a. O.

1) Nur mufs ergänzend bemerkt werden, dafs die obigen Formen, in welchen volles *äu* tönt, sich an das Präteritum (*louh*, d. i. *lauch*) anschliefsen, während allerdings die Nebenform *Lūchse* vom Präsensstamme ausgeht.

2) Wo uns der weiche Sibilant entgegentönt, ist eben *ss*, wie in unzähligen anderen Beispielen, zu *s* zurückgesunken.

S. 48); sie kommen auch auf schweizerischem Boden vor.[1] Wir haben gesehen, dafs durch diese Neigung der Nasal (*n*) seine eigene Zersetzung vorbereitete. Die andere Liquida (*l*) blieb ebenfalls nicht auf halbem Wege stehen, sondern mufste die selbe Bahn durchlaufen. Es ist bekannt, wie *l* im Französischen behandelt wird, wenn es an einen zweiten Konsonanten rührt: dort verwandelt sich lat. *cal(i)d(us)* in *chaud; chevals* in *chevaux* ($x = s$); *castellum* in *château*. Ähnlich vokalisiert sich *l* im Englischen vor *m, f, k* und zwar nicht, ohne dem Vokale eine neue Färbung mitzutheilen: *calm, calf; falcon*. Ist in diesen beiden Litteratursprachen der Procefs zur Ruhe gekommen und *l* sauber beseitigt, so gibt es einen grofsen Landstrich der Schweiz, das Ackerland von burgundisch-Alemannien, zwischen Reufs und Jura, wo der Üebergang noch nicht vollzogen, sondern gleichsam in wirrem Brodeln begriffen ist. Dort nämlich wird *l* vor Konsonanten und im Auslaute so gequetscht, dafs es einem *w* ähnlich wird und dadurch dem vorangehenden Vokale eine halb diphthongische Beimischung verleiht. Dies so sehr, dafs einzelne unserer Einsender ganz naiv ansetzen *vergaustere* (erschrecken, einschüchtern) u. dgl., das doch nichts Anderes ist als provincielle Aussprache für *vergalstere*. Sporadisch findet sich diese plumpe Aussprache auch anderwärts. J. Stutz a. a. O. veranschaulicht die Rede der älteren Generation im Sternenberg mit *Sauwz* (Salz), *Auws* (Alles); *Mäuw* (Mehl), *mäuche* (melken); *Houwz* (Holz); *Guwdi* (Gulden); *wouwfäuw* (wohlfeil); *Spuewe* (Spule); *Schwäbäuw* (Schwefel) u. dgl. Allein trotz diesen mannigfachen Berührungspunkten mit dem Nasal, welche ungleich innigere Verwandtschaft von *n* zu *l* als zu den oben abgefertigten *r* und *ch* bekunden, wird Niemand versucht sein, *l* auf den gleichen Rang mit *n* zu setzen und den an *l* haftenden Erscheinungen die selbe phonetische Bedeutung beizumessen wie den Wandelungen des *n*. Und doch scheint der bernische Name *Eisi*, der bekannte Typus des umworbenen Mädchens, verglichen mit den volleren Formen Elsi, Elsbeth sich genau zu decken mit Übergängen wie von *Hänsi* zu *Heisi*. Auch dieses vereinzelte Beispiel aber verliert allen Anspruch vor einer richtigern Deutung: es beruht vielmehr auf der Form *Elisi* und dem dem Deutschen wie dem Romanischen geläufigen Ausfall des weichen Konsonanten zwischen Vokalen. — Eben so wenig glaube ich, dafs in dem bündnerischen *bauzen* (Geschrei des Waldhahnes) das bekannte Wort balzen stecke; sicherer als für

1) Auch der Diphthong tritt auf, ein Fall, der sein Analogon in „Gauns“ aus „Gans“ hat. Allerdings steht mir nur das vereinzelte Beispiel Saulse (das jetzige Sauce) bei Frisius zu Gebote, wobei sich fragen läfst, ob dasselbe unmittelbar auf der Grundform Salse fufse, oder eine Rekonstruktion aus Sause sei.

einen einzelnen Fall einen durch keine einzige Analogie gestützten Lautvorgang anzunehmen, ist es, das obige Wort mit dem bei den übrigen Alemannen üblichen, welches kläffen (bau bau!) bedeutet, zu identificieren. — Sehr nahe will sich einem die Zusammenkuppelung von *Zolgge* mit *Zaugge* (Ausgufsschnabel an einem Gefäfse) legen; die erstere Form ist jedenfalls nicht etwa eine sekundär durch Einschiebung von *l* entstandene, sondern durch einen langen Stammbaum von etymologischen Zusammenhängen legitimiert; das Wort bedeutet eigentlich das Hervorwachsende, daher im Ahd. (*zolg*) den Zweig und im griechischen Adjektiv (*δολιχός*) lang, währenddem das got. *tulg* eine noch ursprünglichere Anschauung (stark) überliefert. Es würde sich also an und für sich die Form *Zaugge* wohl als Abscisse zu *Zolgge* fügen. Dennoch dürfen wir hier keinen isolierten Fall statuieren; der, die *Zaugge* (Emmenth., Unterw.) ist vielmehr als Nebenform zu *Zaute* (Bern. Oberl.) und zu *Zaupf* (Obwalden) anzusehen, und es liegt hier einer jener Fälle vor, wo alle drei Tenues sich um ein Wort streiten; die Form mit *t* ist wohl die echte, da sie weit in Deutschland herum verbreitet ist (Zote, Zott, Zutte, Züttich) und sich zu ndrd. *tote, tuyte* stellt.

Doch kehren wir wieder zu unserem *n* zurück, um zum Schlusse auch von einigen die Lautverbindung *n* + Spirans und deren Vokalisierung begleitenden Erscheinungen Notiz zu nehmen, die zwar nur nebensächlicher Natur sind, von denen wir aber schon aus praktischen Gründen Kenntnifs nehmen müssen.

So sei daran erinnert, dafs sehr gerne Verschärfung des *s* eintritt: *Taufse* (S. 38), *aufsen* (S. 26), *greufse* (S. 33), *geblûfset* (S. 25), das *Graufsle* (S. 39), *āfse* (S. 18), *Rûfs* (S. 13), *Glûfse* (S. 40), *jaufse* (S. 43), *brūfsele* (S. 10), *bûfsig* (S. 22), *Haufset* (S. 64), *treufse* (S. 29 und 53. 54); auch in der Nachsilbe: *Alesse* (S. 63), *Segesse* u. s. w.[1] Der Walliser Ausdruck *uneifsu* (uneins werden) spricht, indem er an dieser Eigentümlichkeit Theil nimmt, dafür, dafs auch hier die eigentliche Vokalisierung, nicht blofse Elision des *n* Statt gefunden habe, obwohl das *s* nicht stammhaft ist (s. oben S. 58 f.).

Auch die Vergröberung des *s* in *sch* ist beliebt, besonders wenn *l* oder *r* vorangehen, vgl. *Grausche* (S. 39), *Greische* (S. 39), *Auschl* (S. 76), *Flīsch* (S. 24), *blunschen* u. s. w. (S. 24), *trinschen* u. s. w. (S. 29), *greischen, Greische* (S. 39), *Heischi* (S. 40), *knauschlen* (S. 43) und die auf S. 24 zusammengestellten Beispiele. Für „Aufsrunfs, effusio aquae“ bei Fries bietet sein Zeitgenosse Maaler „Aufsrunsch.“ Hinwieder ist *sch* die Verdünnerung von *st* (*ṡt*) in *Chûschli* (S. 30).

1) Vgl. Corssen I², 255.

Ein merkwürdiges Spiel der Sprache ist, dafs sie, nachdem sie den Konsonanten im Vokal hat untergehen lassen und dadurch die Silbe vereinfacht und die Sprachorgane erleichtert hat, in einigen Beispielen sofort wieder einen Konsonanten herbeischleppt. *Le roi est mort, vive le roi!* Am wunderlichsten ist es, wenn sie, anstatt den organischen Konsonanten zu restituieren, sich eines ganz fremden bedient. Fench heifst im Baderbiet *Ferch;* neben Unschlitt, *Ūschlig* bestehen die Formen *Urschlig, Urschlech, Urstlig;* für Kunst (S. 30) im Gaster *Churst,* im Glarner Hinterland *Chŭrst,* und die letztere autentische Angabe liefert uns den Beweis, dafs der Vorgang nicht etwa als eine Vertauschung von *r* an *n* anzusehen, sondern dafs *r* in der bereits entnasalierten Form aufgeschossen ist; wir haben hier den Revers zu den oben S. 43 ff. besprochenen Lauterscheinungen vor uns. In ähnlichem Verhältnisse steht die Nbf. *tröchse* (s. o. S. 53) zu den auf S. 85 ff. gesammelten Fällen.

Im anderen Extreme bewegen sich diejenigen Fälle, welche sich's nicht an der Eliminierung des Nasals genügen lassen, sondern ihm auch noch die Spirans nachschieben. Dies trifft immerhin nur die gutturale Spirans, welche ihrer Natur nach sich leicht zum blofsen Hauche verdünnt und noch weiter sich ganz verflüchtigt. Ich erinnere an die oben S. 56, 46, 50 aufgeführten *schweihe, schwäje, Schwo;* in den burg.-alemannischen Gegenden und in Bünden und Luzernbiet ist überhaupt die Verflüchtigung des *ch*, sobald es sich am Ende des Wortes oder zwischen Vokalen befindet, die Regel. Ein besonderer Fall liegt uns nur in *ăfse* aus *anchse* (S. 18) vor, welches behandelt ist wie *Leuse* aus *Leuchse* (S. 86), gerade wie *reihe* aus ränken übereinstimmt mit *reihe* aus reichen (holen).

Eine andere Verkürzung betrifft den Vokal. Zwar von *füfzeche, füfzg* (fünfzehn, fünfzig) will ich absehen, da wir es hier, wie es scheint, mit einer ordinären Elision zu thun haben, weshalb in keiner Mundart Diphthong eintritt wie in dem Simplex (*feuf*). Auch *Gspusi, Spusibueb* kommt nach dem Schlusse, zu welchem wir auf S. 56 gelangten, kaum in Betracht. Dagegen bleiben *Trĭchle* (S. 9), *ŭfs* = unterdessen (vgl. *ûfse* S. 26) auffällig, gerade so auffällig wie das Verhältnifs von engl. *to wish* zu ags. *vŷscan* und deutschem „wünschen."[1] Weniger stöfst man sich an der Aussprache *Chŭrst* (im Gaster) neben dem oben erwähnten *Chûrst.*

Wenn schon durch die Vokalisation des *n* der Mundart ein bewegter Farbenwechsel geschaffen wird, so verwickelt sie uns doch, weil

1) Auch im Altn. ist der Vokal nach Ausfall des *n* nicht selten verkürzt.

sie im Ganzen zu den gleichen Vokalen gelangt, welche bereits, aber auf anderem Ursprunge, existierten, in Gleichklänge: *Räuf* verschmelzt Ranft und Reif; sich *erreiche* kann eine Verränkung bedeuten;[1] *Leis* ist Elias, *Leisi* die Linse; vgl. auch *b'seicht* S. 46.

Immerhin gibt es mehr scheinbare Homonymen, welche nur für das Auge, nicht für das Ohr als solche bestehen: *feistere* lautet verschieden, je nachdem es heifst finster werden oder am Fenster plaudern; ebenso *treiche* = 1) trinken, 2) tränken; *deis* = 1) auf Borg, 2) jenes; *Acher* = 1) Butterkübel, 2) Acker; *Erdbrust* = 1) felsige Ackerstelle, 2) Erdschlipf; *Has* = 1) Hans, 2) Hase; *zäusle* = 1) zausen, 2) mit Licht herumfahren. Übrigens begegnen wir auch dem Streben nach Dissimilation; so, wo an der unverkürzten Form *ünsch, üns* (S. 53 ff.) festgehalten wird, um es von *ūfs* (hinaus) zu scheiden, oder wo der Form *trīfse* die Bedeutung seufzen, der Nebenform *trimsele* diejenige der Langsamkeit zugewiesen wird.[2] Es wird uns behauptet, dafs der Glarner *brüsele* = brandig riechen, und *brūfsele* = glühen, unterscheide. Als der St. Galler noch durchs Band weg *ā* für *ei* sprach, soll *Gāfs* (Geifs) von *Gā͂s* (Gans) unterschieden worden sein.

Hiemit ist meine Darlegung der Vokalisierung des Nasals und ihrer Gesetze erschöpft, keineswegs aber die Fülle von Belegen. Es wurden absichtlich alle diejenigen Beispiele, welche weniger liquid sind, beiseite gelassen. Aber auch so ist des Stoffes genug gehäuft, um ein überraschendes Ergebnifs zu Tage zu fördern. Nicht nur ist das betreffende Lautgesetz mit einer Consequenz durchgeführt, die es berechtigt sich jedem Sprachgesetze der gebildetesten Sprache an die Seite zu stellen, sondern es rollt uns die gesammte Reihe der echten Diphthonge, deren einige sogar einzig und allein aus diesem Gesetze hervorgehen, vor Augen ab. Und so regelrecht treten die Laute ein, dafs wir bei dunkleren Wörtern mit völliger Sicherheit auf den Vokal der ursprünglichen Form zurück schliefsen können; ja noch weiter läfst sich bei genauerem Eingehen auf die Lautverhältnisse eines mundartlichen Bezirkes für gewisse Wörter oder Wortformen mit Bestimmtheit angeben, dafs sie nicht im Lande entstanden, sondern Lehnwörter seien. Überhaupt gewinnen wir an unserem Lautgesetze gerade wegen seines grofsen Umfanges ein etymologisches Werkzeug von besonders grofser Wirksamkeit, sei es, dafs wir es als Hebel verwenden um ungeahnte Zusammenhänge zu Tage zu fördern, oder als Kriterium, durch dessen

1) *brū͂fsele, prū͂fsele* = nach Brand riechen und sich preufsisch geberden; *tûsche* = brausen (dunsten) und tauschen.

2) Eine ähnliche Dissimilation bietet das Gothische *dumb* = stumm, *daub* = gehörlos, nur dafs die beiden Wörter auch etymologisch einander nicht völlig decken.

Handhabung der Etymologe vor lockenden Irrgängen sich zu bewahren vermag und nicht wenige landläufige und selbst von den Koryphäen der Gelehrtenwelt aufgestellten Etymologien als unhaltbar nachgewiesen werden können.

Wenn ein einzelner aus dem Kapitel der Lautlehre herausgegriffene Punkt solche Ernte abwirft, so sollte es auch dem Laien einleuchten, dafs die Mundart wohl ein Studium zu bilden werth und im Stande ist, die daran gewendete Arbeit reichlich zu lohnen. Auch den Philologen gegenüber, welche noch vielfach von Mifstrauen gegen den wissenschaftlichen Gehalt der Volkssprachen befangen sind, erwarte ich, dafs gerade unser „alemannisches Lautgesetz" in vorzüglichem Mafse angethan sei, ihnen, wenn sie solche Concinnität und stramme Gesetzmäfsigkeit bis in alle Spitzen hinaus erblicken, wo doch der festen Stütze einer nebenher gehenden, die Tradition schützenden Litteratur entbehrt wird, den Glauben an eine Grammatik auch des Volksmundes zu erwecken.

Allerdings mag die Litteratursprache solches Spiel ihrer naiveren Schwester über die Achsel ansehen; denn ein solches und nicht mehr ist der geschilderte Vorgang, da er nur die Architektonik, nicht aber die Begriffe berührt. Aber das ist eben das Vorrecht der Mundart, dafs sie sich, wie das Volk überhaupt, an Farbenfülle kindlich freuen und das Einmaleins der Nützlichkeitstheorie vergessen kann. Mit dem geschilderten Lautspiele hat sich gleichsam die Zunge wohnlicher und hübscher eingerichtet.

Der obige Aufsatz bildet den Revers zu Rudolphi's bekanntem Schulprogramm; er möchte als die nothwendige Ergänzung zu demselben angesehen sein, und wenn wir einander auch einige Grenzposten streitig machen, so geschieht jener hübschen und verdienten Arbeit durch meinen Nachläufer kein nennenswerther Abbruch.

Berichtigungen.

S. 24 Mitte: das Citat „S. 30, Anm. 2" in S. 15, Anm. 1.
S. 29 Mitte: das Citat „S. 191" in S. 20 f.
S. 71 unten: das Citat „S. 206" in S. 36.
S. 72 Mitte: das Citat „S. 365" in S. 68.









